Hattingen, 3. März 1910 — 17. Jahrgang. — Nummer 9.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Zänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt?

Nach all den Wochen bitterer Anklagen und Vorwürfe gegen die verschiedenen Reichsressorts und ihre verantwortlichen Vorsteher, darf diesesmal von einer diplomatischen Aktion gemeldet werden, die nicht nur im Deutschen Reich freudig begrüßt, sondern auch bei unseren Verbündeten ein Gefühl der Beruhigung und Genugtuung auslöste.

Graf Aehrenthal,

der leitende Staatsmann der österreichischen Monarchie, weilte in Berlin, um über wichtige diplomatische Fragen mit unseren „Verantwortlichen" zu beraten.

Ein offizieller Empfang am Anhalter Bahnhof in Berlin fand nicht statt. Der Kaiser empfing am Tage der Ankunft den österreichischen Gast; ihm zu Ehren fand darauf im königl. Schloß eine Frühstückstafel statt.

Während des dreitägigen Aufenthaltes haben die Staatsmänner Gelegenheit genommen, über schwebende Fragen zu verhandeln und gemeinsame Richtlinien aufzustellen.

Selbstverständlich beraten die Herren in sehr vertraulichen Sitzungen, und wenn einzelne Zeitungen ihren Lesern Mitteilungen aus diesen Unterredungen prompt servieren, darf man dem sensationslüsternen Publikum entgegenhalten: „Mit Vorsicht zu genießen!"

Die offiziösen Auslassungen lassen vermuten, welche Fragen von den leitenden Männern:

Aehrenthal und Bethmann Hollweg

ventiliert worden sind; wir geben eine zusammenfassende Aeußerung wieder:

„Anknüpfend an ihre Unterredungen vom vorigen Herbste waren sie in der Lage, festzustellen, daß ebenso Deutschland wie Oesterreich-Ungarn die Erhaltung des status quo im nahen Oriente anstreben, und daß sie die weitere Konsolidierung der inneren Verhältnisse des Ottomanischen Reichs mit ihren Sympathien begleiten. Graf Aehrenthal und Herr von Bethmann Hollweg verblieben bei ihrer ruhigen Beurteilung der nächsten Zukunft sowohl was die Lage in Europa im allgemeinen, als auch die Entwicklung im nahen Orient anbelangt. Diese Zuversicht stützt sich vor allem auf das Bundesverhältnis beider Staaten zu Italien, sowie auf die günstige Entwickelung der Beziehungen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu den anderen Mächten, welche die so notwendige Erhaltung der Eintracht unter den Mächten wirksam zu fördern geeignet ist."

Die führenden österreichischen Blätter konstatieren mit Genugtuung die überaus herzliche Aufnahme und Bewillkommnung, die man dem Vertreter der österreichisch-ungarischen Monarchie in Berlin angedeihen ließ. Die Leitartikel lassen aber auch erkennen, daß man die bisherige Spannung zwischen Oesterreich und Rußland gerne in das Meer der Vergessenheit senken möchte, der deutschen Diplomatie überläßt man daher bereitwilligst alle zur Beilegung des Widerstreites nötigen Arrangements. Wir geben eine Preßstimme wieder. Das „Neue Wiener Tageblatt" schreibt:

„War es seit jeher der Methode der Bündnispolitik eigen, die Freundschaft mit anderen, außerhalb des Bündnisses stehenden Ländern, als ein eben diese Politik wichtig ergänzendes Moment aufzufassen, so hat man dieses Programmwort auch jetzt wieder gehört. Es galt diesmal gewiß der in Oesterreich-Ungarn lebhaft begrüßten Pflege der Beziehungen Deutschlands zu den beiden Westmächten, wie nicht minder der angebahnten Wiederannäherung zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland. In Deutschland, das ja zu Rußland gute und traditionelle Beziehungen unterhält, würde man eine vollzogene Wiederannäherung zwischen dem alliierten Oesterreich-Ungarn und dem russischen Nachbar als wertvolles politisches Faktum mit Genugtuung empfinden. Das vernimmt man aus den herzlichen und loyalen Akzenten in dem Chorus der deutschen Stimmen, die den österreichisch-ungarischen Gast so hell begrüßt haben."

Unsere soviel geschmähte Diplomatie wird also Gelegenheit haben, ihr Können zu beweisen; hoffentlich deichseln die Herren die Angelegenheit zur Zufriedenheit der Interessierten.

Die preußische Wahlrechtsvorlage

erfordert andauernd einen gewaltigen Aufwand an Lungenkraft und Druckerschwärze. In etlichen hundert Versammlungen sind Proteste gegen die Vorlage beschlossen und täglich kommen die gefaßten Resolutionen, dazu diverse Leitartikel, in die Hände des besonderen Publikums.

Während im Lande der Kampf unvermindert tobt, arbeitet die 28gliedrige Wahlrechtskommission des Landtages — im Schweiße ihres Angesichts — an der Vorlage, um dem Landtag eine Umarbeitung vorlegen zu können, die auf Annahme im Plenum rechnen darf. Ob ihr das gelingt?

Die erste Lesung in der Kommission ist beendet. Sie brachte prinzipielle Entscheidungen über das Wahlverfahren, durch einen Kompromißantrag, der auch Annahme fand, wurde festgesetzt, daß das indirekte Wahlverfahren beibehalten werden soll. Die Urwahlen haben „geheim" stattzufinden, die Wahlmänner dagegen müssen „öffentlich" abstimmen.

Die zweite Kommissionslesung findet am 3. März statt. Auf die Stellungnahme der Regierung ist man in allen Parteilagern gespannt.

Das liberale englische Kabinett Asquith

hat also eine Schonungszeit erhalten, in welcher das Budget erledigt und danach die Ausgangs des Monats einzubringenden Resolutionen über die Einschränkung der Befugnisse des Oberhauses verabschiedet werden sollen. Lehnt dieses eine Verhandlung über die Resolutionen, die das Unterhaus natürlich annimmt, ab; dann tritt die Kabinettskrise in ihr akutes Stadium. Entweder erwirkt dann Asquith für sich und seine Regierung vom Könige Garantien gegen das Oberhaus, oder das gegenwärtige Kabinett tritt zurück. Die Entscheidung ist damit bis in den Anfang des Wonnemonats Mai hinausgeschoben; wie sie dann ausfallen wird, bleibt zunächst abzuwarten. Daß die Position der Regierung weder eine starke noch angenehme ist, steht dagegen heute schon fest.

Rußland

kann auch von einer „hohen" Visite Bericht erstatten. Der König und die Königin der Bulgaren haben, einer Einladung des russischen Zarenpaares Folge gebend, dem Herrscher aller Reußen einen Besuch abgestattet. Die Petersburger Gesellschaft ist über dieses Ereignis sehr entzückt.

Im großen Palais zu Sarskoje Selo gab das russische Kaiserpaar seinen Gästen ein großes Festmahl, bei welchem der Zar einen Trinkspruch auf das befreundete Bulgarien und sein Herrscherpaar ausbrachte. Der Zar der Bulgaren dankte „gerührt" für alle Hülfe, die das brüderliche Rußland und sein Kaiser dem Bulgarenvolke in seinem Streben nach Unabhängigkeit erwiesen habe. Er gab der Hoffnung rAusdruck, daß beide Regierungen bestrebt sein werden, die brüderlichen slavischen Bande noch mehr wie bisher zu befestigen.

Hoffentlich heben die tatenlustigen Slaven die Welt nicht gleich aus den Angeln.

China,

der schlafende Riese reckt sich. Der neue Regent muß ein tüchtiger Mann sein. In allen Zweigen des großen Verwaltungsapparats versucht er zu reformieren. Zwar wird diese Bewegung langsam vonstatten gehen, denn der Schlendrian ist zu tief eingerissen.

Wird das chinesische Volk aber einmal gründlich aufgerüttelt und besinnt sich auf sich selbst, dann können wir Europäer noch ein blaues Wunder erleben. Schon reibt sich der Riese den Schlaf aus den Augen. In einer Ecke des großen Reiches geht es zur Zeit recht lebhaft her.

Tibet,

das Land mit den sieben Siegeln, welches uns durch Sven Hedin's Schilderungen noch interessanter geworden ist, mit seinen geheimnisvollen Klöstern und Tempeln, seinem naiv kindlichem Gehorsam gegen seinen obersten Priester, der sich königliche, ja göttliche Macht beilegt und seinem fanatischen Haß gegen alles Fremde, hat die Hand der chinesischen Soldateska zu spüren bekommen.

Seit längerer Zeit soll der Herrscher des Landes — der fast vollständig vergessen hat, daß er dem chinesischen Reich zugehört — mit den Engländern geliebäugelt haben. 2000 chinesische Soldaten wurden gegen die Hauptstadt Spassa in Marsch gesetzt und nun erlebt die Welt das sonderbare Schauspiel, daß der höchste Würdenträger — von dem uns Sven Hedin so mancherlei berichtete —

der Dalai-Lama

die Flucht ergriff und nach Indien marschiert.

Allgemein neigte man der Ansicht zu, er habe sich in Indien unter den Schutz seiner englischen Freunde begeben wollen.

Nach den neuesten Nachrichten trifft dieses nicht zu. Vielmehr will er seinen Weg durch Indien fortsetzen, um möglichst bald nach Peking, der chinesischen Hauptstadt, gelangen, und der dortigen Regierung seine Beschwerden unterbreiten.

Fest steht, daß die Zeit nicht fern, wo Tibet nicht mehr durch Gesetze unter Bedrohung mit dem Verlust des Lebens für die Kultur gesperrt ist, sondern wo die Siegel des Buches gebrochen und es aufgeschlagen vor uns liegen wird.

Der Mission tuen sich dann weite, große Gebiete auf; möge die Christenheit die Größe der Verpflichtung recht erkennen und Arbeiter in den Weinberg senden.

Die Förderung gemeinnütziger Zwecke

durch Darlehen aus den Vermögensbeständen der Alters- und Invalidenversichrungsanstalten hat bis zum Schluß des Jahres 1909 einen gewaltigen Umfang angenommen. Nach dem dem Reichstage zugegangenen Geschäftsbericht des Reichsversicherungsamtes für das Jahr 1909 sind bis zu dem genannten Zeitpunkt hergegeben worden:

Für den Bau von Arbeiterwohnungen usw. 280517984 M., zur Befriedigung des landwirtschaftlichen Kreditbedürfnisses 102872137 M., für den Bau von Kranken- und Genesungshäusern, sowie für andere Wohlfahrtseinrichtungen 389491 201 M., zusammen 772881322 M.

Für die Errichtung eigener Kranken-, Genesungs-, In-

Denkspruch.

Ein Freund, der mir den Spiegel zeigt,
ein raubgieriger Bandit den Vater, einen bekannten
Landschaftsmaler, bei Livorno ermordet, und die sanfte,
geliebte Mutter aus Gram um ihn bald dahingerafft.
Die schöne Frau hatte sehr teilnahmsvoll zugehört.

Echtes Gold.

Von Mrs. Weigall.

(Nachdruck verboten.)

Schluß.

„O, ich war im Irrtum, ich war schrecklich im Irrtum," rief Esther. „Ich werde gern arm sein, es ist besser für mich, es ist das, was ich wünsche. Ich habe so schreckliche Gedanken und Einbildungen gehabt, während ich unter all den reichen Leuten war, und ich wünsche sie zu vergessen."

Geoffrey erhob sich und zog ihren Arm in den seinen, und zusammen wanderten sie durch den Garten, in tiefen Gedanken und zu bewegt, um zu sprechen.

In diesem Augenblick, als sie in dem Paradiese ihres Glückes verloren waren, ritt Alwyn an das Tor, ohne daß die Liebenden ihn bemerkten. Er hatte lange gezürnt, denn es war ihm in seinem leichten, glücklichen Leben bisher noch nie ein ernster Widerstand begegnet. Darum wollte er Esther zeigen, daß sie sich unbedingt seinen Wünschen fügen müsse. Sie würde schon wiederkommen, wie ein Vogel zur Lockspeise, und dann wollte er ihr von der Höhe seiner königlichen Großmut herab verzeihen. Er liebte sie, soweit er eben lieben konnte, aber seine Liebe war nicht so stark wie sein Stolz.

Doch als die Zeit verging, ohne daß er irgend etwas hörte, konnte er es nicht länger ertragen. Er wollte seinen Zorn fahren lassen und zu ihr zurückkehren. Was er ihr sagen würde, war ihm noch nicht klar, aber er fühlte, daß er sie sehen mußte. Dann würde es ihm schon gelingen, sie von ihrem Unrecht zu überzeugen.

Am Tore hielt er sein Pferd an. Er traute seinen Augen nicht, als er die beiden Gestalten sah, die Arm in Arm den breiten Pfad hinaufkamen. Aber dann fiel plötzlich das Gebäude des Stolzes zusammen, und er sah sich für einen Augenblick in dem Lichte von Esthers Liebe zu einem andern, wie er wirklich war. Er stieß dem Pferde die Sporen in die Weichen und sprengte davon. Das Klappern der Hufe ließ Esther aufsehen, sie erkannte den Reiter, und da ihr nun zum Bewußtsein kam, was geschehen war, blieb sie bleich und zitternd stehen.

„Geoffrey, das war Lord Francis."

Hammer lachte. „Wahrlich, Essie, dann hat er diesmal eine harte Lehre bekommen. Doch er tut mir wirklich leid. Ach, wenn ich hergekommen wäre und dich so an seinem Arm gesehen hätte, ich glaube, ich hätte sterben müssen."

Esthers rührendes, tränenbeflecktes Briefchen erreichte Alwyn erst viele Wochen später, denn als er nach einem wütenden Ritt an jenem Morgen wieder im Palast ankam, fand er eine Depesche vor, die ihn sofort nach England zurückrief, weil sein älterer Bruder gestorben war.

Er schloß später eine sogenannte Konvenienzheirat, und da die Dame, die er gewählt hatte, ihm ein großes Vermögen und einen stolzen Namen mitbrachte, kann man ihn für einen glücklichen Mann halten. Aber es kommen doch Tage, an denen er sich mit leidenschaftlichem Ernst des einzigen Liebes-Idylls seines Lebens erinnert.

— — — — — — — — — — — — — —

Es gab keinen Grund, warum Esthers Hochzeit verschoben werden sollte. Die Tatsache ihrer Verlobung wurde eine kurze Zeit mit großer Verwunderung in Malta besprochen, und dann gab es eines Morgens in der Pauls-Kirche eine stille Trauung, bei der nur einige der nächsten Freunde zugegen waren.

Hammers großer Reichtum war doch bekannt geworden, obgleich er die Kunde davon nur dem Major als unverbrüchliches Geheimnis anvertraut hatte. Esther selbst war die einzige Person auf der Insel, die keine Ahnung davon hatte.

„Sie ist doch ein schlaues, kleines Ding," sagte Frau Galton boshaft, als ihr der Major am Tage vor der Hochzeit einen ausgesucht feierlichen Besuch machte. „Es ist ja albern, mir zu sagen, daß sie nichts von Herrn Hammers Reichtum weiß. Ich bin sicher, wenn Sybil oder Carrie einen Mann heirateten, der zwanzigtausend Pfund jährliches Einkommen hat, würden sie die ersten sein, die das herausbrächten; also sagen Sie mir nur nicht, daß Esther nichts davon weiß."

„Dann hat wohl Sybil ganz genau gewußt, wieviel Einkommen Herr Marcorie hatte, ehe sie sich mit ihm verlobte," erwiderte der Major höflich, indem er sich erhob, um sich zu verabschieden. „Ich hoffe, wir werden Sie alle morgen in der Kirche sehen."

Und er verließ Frau Galton, die sprachlos war vor Zorn, wie es nur eine neidische Frau sein kann, welcher die Worte in einem Augenblick fehlen, wo einem Feinde gegenüber nichts als ein Glückwunsch möglich ist. Aber trotzdem saß sie mit ihren Töchtern am nächsten Morgen in der Kirche, um die Ankunft der glücklichen kleinen Braut in dem einfachen, weißen Mullkleid zu erwarten. Jack Hethcote war der Brautführer, und die einzige Brautführerin war Pussie Clare-Smythe im Rosakleid, mit einem gleichfarbigen Oleanderstrauß. Durch einen Nebel von Glückstränen sah Esther die Gesichter von Herrn von Brinvilliers und Frau Clare-Smythe, die ihr zunickten und lächelten, wie Frau Nellie später sagte, um ihr Mut zu machen. Kopama und die Kinder waren auch da, vor Freude strahlend; ebenso Frau Beresford, deren Gesicht ganz verändert und traurig war. Trotzdem lag auch ein Strahl von Hoffnung darauf, denn Geoffrey hatte mit einem Takt, der auch das stolzeste Gefühl nicht verletzen konnte, ihnen die Zukunft wunderbar leicht gemacht, und sie wollten dem jungen Paare nach England folgen. Da waren die Staniers und die Herzogin von Ménilmontant, und alle sahen sie so freundlich an, daß Esther fühlte, wie ihre zitternde kleine Hand fester wurde, als ihr Vater sie an Geoffreys Seite vor den Altar führte. Sie fühlte gar keine Furcht mehr, als sie später in ihres Gatten Gesicht sah — nichts als eine große, wundervolle Freude.

„O, Geoffrey, nun kann ich dir helfen, da wir zusammen arm sind," flüsterte sie leise, als Lady Adele und ihr Gemahl den Trauschein unterzeichneten. Er faßte ihre

validenhäuser usw. hatten die Versicherungsträger usw. bis zum Schlusse des Berichtsjahres 65443232 M. ausgegeben. Die Hergabe von Anstaltsmitteln auf Erbbaurecht über die Mündelsicherheit hinaus hat das Reichsversicherungsamt im Jahre 1909 in vier Fällen genehmigt.

Hat Jesus gelebt?

Die Zeitungen haben allerorts von der gewaltigen Kundgebung berichtet, die im Berliner Zirkus Busch an die 20 000 evangelische Männer und Frauen zusammenführte, um dafür Zeugnis abzulegen, daß Jesus lebt und gelebt hat als der Heiland der Menschen. Vor dieser religiösen Begeisterung verblassen die alten Schlagworte und Theorien, die der Religion immer noch das Stilleben im Kämmerchen, abseits der großen Oeffentlichkeit zuweisen möchten. Selbst das „Berl. Tageblatt" muß schreiben, daß der Eindruck dieser großen Menge, die im suggestiven Bann einer Idee stand, auch für den ruhigen Beobachter gewaltig war. „Berlin hat jedenfalls seit vielen Jahren nicht eine kirchliche Kundgebung von dieser Geschlossenheit und Größe erlebt." Auch die Diskussion, die Anfang des Monats stattfand und im Kampf der Geister das Kartengebäude des Prof. Drews hoffentlich für immer umgestoßen hat, zeigt die starke religiöse Bewegung, die durch unsere Zeit geht. Nicht auf den Markt will sie die Religion stellen, aber doch die Furcht abtun, als könnte die evangelische Weltanschauung nicht in derselben Oeffentlichkeit standhalten, die Materialismus und Klerikalismus zum Felde ihrer Propaganda seit langem gemacht haben. Wie hat man vor allem dem evang. Bunde verdacht, daß er in diese Oeffentlichkeit hinausging und den Kampf aufnahm. Mutig hat er seinen Mann gestanden in dem Bewußtsein, ein Pionier zu sein für die starken religiösen Kräfte, die das beste Erbe der deutschen Nation sind und die nach neuen, volkstümlichen Formen, sich zu äußern und sich zu wehren, ringen. Auch er darf sich zu dem jetzigen Kampf der Geister, den er mit angefangen hat, beglückwünschen. Und er wird an ihm teilnehmen; seine Organisation setzt ihn in den Stand, in den nächsten Tagen eine Broschüre von Pf. Viktor Kühn gegen Professor Drews an achtzigtausend Abnehmer zu versenden. Das ist der beste Beweis, daß die unrecht haben, die ihm immer nur negative und politische Tätigkeit vorgeworfen haben.

Was hat Europa groß gemacht?

Eine Frage, über die viele kluge Leute viel Kluges und Törichtes schon geredet haben. Originell ist aber die Antwort, welche ein gebildeter christlicher Hindu nach seiner Rückkehr aus Deutschland seinen indischen Volksgenossen gegeben hat. Es ist zweierlei, sagt er, wodurch Europa etwas Besonders geworden ist: „Das Klima und das Christentum. Wir Indier sind erstaunt, wenn wir bei den Europäern so vieles sehen, was uns unbekannt ist: ihre Geschäftigkeit, ihre Tatkraft, ihren Mut, ihr Auskaufen der Zeit. Wie kamen sie zu diesen Tugenden? Das Klima hat sie ihnen aufgedrungen! Es regnet nämlich in Nordeuropa fast immer; nie kann man am Morgen gewiß sein, obs nicht noch regnen wird. Das europäische Regenwetter aber ist so wertvoll für die Entwickelung der Charaktere. Da sie nämlich immer darauf gefaßt sein müssen, vom Regen überrascht zu werden, sind sie gezwungen, Mittel und Wege dawider zu finden und Schwierigkeiten zu überwinden. Und der Regen bringt Kälte, darum muß der Europäer mit der größten Eile dahergehen. Wie man in Indien von einem Lebensgang redet, so sagt man dafür in Europa Lebenslauf. Das ist nun schon Jahrtausende so gewesen, und so sind die Menschen dort zu dem erzogen, was sie jetzt auszeichnet.

Das innere Leben der Europäer aber ist durchs Christentum geworden. Die indischen Götter des Hasses, der Rache und der Lust haben in Europa allen ihren Einfluß verloren, dadurch wird das Leben höher und edler. Ein kleines Mädchen würde erröten, wenn man ihm zumutete zu lügen. Die allgemeine Bildung und Gleichberechtigung der Geschlechter, Gedankenfreiheit, Trieb zur Arbeit, Beobachtung der Sonntagsruhe und das Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit, — alles dies läßt auf einen anderen Geist schließen, als der in Indien die Seele regiert. Es ist der Geist des Christentums. Die Europäer sind freilich nicht alle Christen, aber das Gute, das sie haben, verdanken sie dem Christentum, denn ihre Vorfahren sind Christen gewesen. Was wird erst mit unseren Kindern werden, wenn unser Land christlich geworden ist!"

Zwanzig Jahre unschuldig im Gefängnis.

Unschuldig zu vierzig Jahren Gefängnis verurteilt wurde im Frühjahr 1890 Roger Williams in Newyork; zwanzig Jahre seiner Strafe hatte er bereits verbüßt, als er jetzt erfuhr, daß der, den er ermordet haben sollte, noch lebt. Bei einem Zuge, Büffel einzufangen, waren Roger Williams und Bernhard Carter in Streit geraten. Die Messer wurden gezogen und nach wenigen Augenblicken wurde der von mehreren Stichen getroffene Carter von seinem Gegner in die Fluten des Pecos River geschleudert. Nach einigen Wochen wurde der Leichnam eines Mannes flußabwärts am Ufer des Pecos River angeschwemmt. Man identifizierte den Toten als Bernhard Carter. Sein ehemaliger Gefährte Williams aber, der ihn in die Fluten des Flusses geschleudert hatte, wurde wegen Mordes zu 40 Jahren Gefängnis verurteilt. — Doch Bernhard Carter lebte. Wie durch ein Wunder war er den Wellen des Flusses entkommen und hatte im Hospital von El Paso Unterkunft gefunden. Völlig genesen, verließ er es nach mehreren Wochen, um sich nach Mittelamerika zu begeben, von wo er vor zehn Jahren als reicher Mann wieder in die Union zurückkehrte. Zufällig las nun Carter vor einigen Tagen einen Zeitungsbericht über die im Texasgefängnis den Gefangenen gegenüber verübten Grausamkeiten. Der Name Roger Williams, der in dem Bericht genannt war, erinnerte ihn sofort an eine der unglücklichsten Stunden seines Lebens. Der Büffelfang vor 20 Jahren tauchte wieder in seinem Gedächtnis auf. Er beschloß, Nachforschungen anzustellen, und erfuhr bereits nach wenigen Tagen, daß sein damaliger Gefährte zu 40 Jahren Gefängnis verurteilt worden war, weil er ihn ermordet habe. Carter hat, als er diese Botschaft erfuhr, für Roger Williams sofort ein Gnadengesuch eingereicht, das auch Erfolg hatte. Er hat ihm ein Heim zur Verfügung gestellt und eine ständige Geldunterstützung bis an sein Lebensende zugesagt.



Der für die Zeppelin-Nordpolexpedition bestimmte Forschungsdampfer „Poseidon".

Bekanntlich rüstet Graf Zeppelin in Verbindung mit Geheimrat Hergesell zu einer großen wissenschaftlichen Nordpolexpedition mit dem neuesten seiner Luftschiffe. Nunmehr hat der Kaiser auf Vorschlag des Prinzen Heinrich von Preußen, des Vorsitzenden des Zeppelin-Nordpolexpedition-Ausschusses, hin bestimmt, daß der im Dienste der Internationalen Meeresforschung stehende Reichsdampfer, „Poseidon" als Aufklärungs- und Begleitschiff der Expedition für die nächsten beiden Jahre in Dienst gestellt wird. „Poseidon" dessen Heimatshafen Geestemünde ist, und der u. a. schon mehrfach den Fürsten Albert von Monaco auf Tiefseeforschungsreisen beherbergt hat, fährt am 25. Juni nach dem hohen Norden und wird sich am 7. Juli in Narwick mit seinem Begleitschiff, einem für zwei Jahre gecharterten Holzdampfer, vereinigen. Beide Fahrzeuge erhalten funkentelegraphische Apparate, die beim „Poseidon", dessen Bild wir beistehend bringen von bedeutender Reichweite sein werden. Für die Dauer der Expedition soll von der deutschen Telefunkengesellschaft noch eine dritte (Land- und Hilfs)-Station in den norwegischen Fjorden eingerichtet werden, auch sollen auf Spitzbergen die nötigen Stationen erbaut werden, die als Stützpunkte des gewaltigen Unternehmens nötig sind.

Ein Frühlingsgedicht

von Gustav Falke.

Im zweiten Februarheft der illustrierten Halbmonatsschrift „Nord und Süd" finden wir das folgende entzückende Frühlingsgedicht von Gustav Falke:

Gestern ging ich, leidlich trockenen Weges,
Einmal vors Dorf, des Frühlings denkend, der endlich
Auch in unserm wintergesegneten Norden
Seinen Besuch könnte machen, der ewige Säumling!
Doch da traf ich ihn hinterm Knick. Ich erkannte
Ihn sofort. Er saß auf niederem Feldstuhl,
Um sich herum ein Dutzend Farbentöpfe,
Ganz vertieft in der Arbeit. Zierlich tupfte
Er mit spitzem Pinsel das allererste
Grün auf die Felder, ließ sich gar nicht stören,
Fuhr in den Topf mit dem Pinsel und dann auf die kahlen
Büsche umher, sprang auf und besah sich blinzelnd
Unter der Hand sein Kunstwerk, wobei er den Pinsel
Quer im Mund trug, grunzte zufrieden und rückte
Hastig sein Stühlchen wieder zum nächsten Busch hin.

„Fleißig?" rief ich ihn an. „Sie eilt wohl, die Arbeit?
Bis hier alles hübsch grün ist, heißt es sich tummeln."
Halb erschrocken fuhr er herum und halb wütend.
„Stör' ich?" fragt ich bescheiden. Er hauchte heftig
In die gekrümmten Hände, rieb sie und setzte
Seine Arbeit fort, als wäre ich Luft ihm.
„Werden Sie heute noch anderes malen?" „Möglich."
„Etwas gelb auf die Wiesen?" „Hm." „Ein wenig
Blauer den Himmel?" Er schien nicht bei Laune und gab nicht
Antwort, wo ich doch höflich fragte. Plötzlich
Nahm er den Pinsel, fuhr in den nächsten Farbtopf,
Brummte und warf ein paar gelbe Spritzer um sich.

„Wirklich hübsch und so mühlos hingeworfen,"
Lobte ich. Doch schien es ihn nur zu verdrießen.
Künstler sind komische Käuze. Man läßt sie gewähren.
Brumme du nur! „Mir wär' es ermüdend," fuhr ich
Harmlos fort, „nur immer die eine Farbe
So den ganzen Tag mit Fleiß zu malen,
Grün in Grün. Es hat doch die Kunst ihre Plage."
Worauf er mit seinem Pinsel unwirsch
In den blauen Topf fuhr und zwei rasche
Striche über den ganzen Himmel hinzog.
„Alle Achtung!" rief ich verwundert. „Das leuchtet!
Und so leicht aus dem Handgelenk wie gar nichts.
Ja, bei solcher Routine will ich schon glauben,
Daß Sie in ein paar Tagen Ihr Gemälde
Fix und fertig den Kennern präsentieren.
Freilich fehlt ja noch manches." Da dolchte er förmlich
Seinen Pinsel in einen der größeren Töpfe,
Diesmal war es ein roter, ein herrlich Zinnober,
Schwang ergrimmt gegen mich die tropfende Waffe
Und schrie wütend: „Sind Sie ein Rezensente?
Trollen Sie sich zum Teufel! Einen Künstler
Läßt man beim Schaffen besser ungeschoren.
Selber weiß er, wo es noch fehlt und wann er
Fertig. Haben Sie etwa das Bild bestellt, Herr?
Honorieren Sie mich?" Ich sah noch niemals
Künstlerzorn so gewaltig toben und hielt für
Ratsam, ihm das Feld zu räumen. Ohne
Eines Wortes den Wütenden weiter zu würd'gen,
Ging ich. Daß er so sanft und hold nicht immer,
Wie ihn gewöhnlich die Leute heißen, wußt' ich.
Aber so? Kratzbürstiges kleines Kerlchen,
Kenn ich dich jetzt? Es merkt sich der Dichter den Tag heut,
Und die Carmina, die er dir künftig widmet,
Werden sich sehr merklich unterscheiden
Von den ehmals gesungenen süßen Liedern.
Als ich heimschritt, stimmten die nackten Bäume,
Alle die vielen noch unbemalten Wiesen,
Mich nicht freundlicher. „Nun, wie war es draußen?"
Fragte mein Weib mich. „Etwas rauh noch," sagt' ich,
Halb gewillt, mein Erlebnis zu verschweigen.
„Ja, man sieht es," meinte sie drauf mit Lachen,
„So eine schöne rote Frühlingsnase."
„Hab' ich?" Doch es gab ihr der Spiegel recht dann.
Himmel! Es hatte ein schöner Zinnoberspritzer
Grade mitten mich ins Gesicht getroffen.
Ob er's gemerkt, der Farbenkecker? Sicher
Freut er des Treffers sich noch und lacht sich ins Fäustchen.

Humoristisches.

Mißverstanden. Aus unserem Leserkreise wird uns geschrieben: Der zwölfjährige Hans sagt zu seinem Vater, der bei dem Mittagstisch eine Flasche Mineralwasser genießt: „Aber Vater, das Wasser muß doch warm getrunken werden?" — „Warum denn, mein Junge, wie kommst du denn hierauf?" — Hans: „Na, auf der Flasche stehts doch: Aerztlich warm empfohlen."

Hand fester, und seine Stimme zitterte vor Freude, als er antwortete:

„Esther, mein Weib, ich habe dich getäuscht; du hast doch keinen armen Mann geheiratet. Frau Clare-Smythe, bitte, sagen Sie es ihr — ich kann nicht."

Von Nellies Lippen hörte sie die wunderbare Geschichte von der reichen Erbschaft, die ihrem Gatten zugefallen war.

„Und nun," schloß Nellie, „sei keine dumme kleine Gans, indem du enttäuscht bist oder so etwas Lächerliches, denn das erlaube ich durchaus nicht. Denke, du hast ein Jahreseinkommen, das so groß ist wie mein ganzes Vermögen! Es ist wirklich ganz unglaublich."

Esthers Augen suchten die ihres Gatten und lasen dort nur grenzenlose Liebe und Zufriedenheit.

„Lieber Geoffrey," sagte sie einfach, „wenn ich nur bei dir bin, dann ist alles leicht — Armut oder Reichtum."

— — — — — — — — — — — — —

Aber fern in dem kleinen Häuschen unter den Hügeln von Dorset warteten zwei alte Frauen sehnsüchtig auf das Schiff, das mit jedem Tage näher kam und das glücklichste Paar nach Arborfield brachte, das jemals im Dorfe gewesen war. Luise schmückte das kleine Haus mit Fahnen und Kränzen, aber Frau von La Perouse konnte nur schweigend mit gefalteten Händen dasitzen und warten, wie sie schon so oft im Leben gewartet hatte, bis Gott ihr den Liebling ihres Herzens wiedergeben würde.

— — — — — — — — — — — — —

„Geoffrey," sagte Esther, als sie zusammen über das Verdeck schritten, ehe der „Japan" die Mündung der Themse erreichte, „Geoffrey, wie glücklich bin ich! Mir bleibt nichts mehr zu wünschen übrig."

Er aber drückte im Schutze der Dämmerung einen Kuß auf ihre Stirn und antwortete leise: „Du hast recht, wir haben Liebe, Reichtum, alles! Möge Gott uns nur dankbare Herzen geben!"

„Ich bitte ihn alle Tage darum," war Esthers Antwort.

Ende.

Mannigfaltiges.

C. K. Ein seltsamer Beruf.

In Paris besteht ein eigenartiges Amt, dessen Ausübungen mit einem Monatsgehalt von 150 Frs. dotiert ist und von dieser Existenz nur wenige Bürger wissen: das Amt des „Hundeentdeckers" oder „Hundebellers", das direkt dem Finanzministerium untersteht. Wer diesen Beruf ergreifen will, braucht keine Schulzeugnisse vorzulegen, und kein Universitätsstudium zu absolvieren: nur eines muß er können: bellen wie ein Hund. Das ist bei Menschen gewöhnlich keine natürliche Gabe, aber mit Geduld, Uebung, Fleiß und einigem Talent läßt es sich wohl erlernen, die Stimme des Hundes täuschend nachzuahmen. Nach einem kurzen praktischen Examen wird der Hundeentdecker dann amtlich angestellt. Seine Aufgabe ist nicht allzuschwierig: des Nachts, wenn die Dunkelheit sich über den einsamen Straßen der Vororte senkt, schleicht der Hundeentdecker seines Weges und läßt von Zeit zu Zeit ein wütendes Gebell erschallen. In jedem Hause, in dem sich ein Hund befindet, wird alsbald die Antwort ertönen. Der Hundeentdecker aber schreibt sich Straße und Hausnummer in das Notizbuch und liefert am andern Morgen nach seinem Rundgang dem Finanzministerium das Verzeichnis ab. Bald wird in dem betreffenden Hause ein Steuerinspektor erscheinen, um sich zu überzeugen, ob die Hundesteuer auch richtig bezahlt ist.

* **Der amerikanische Präsident Taft amtsmüde.**

Aus Washington wird berichtet: William Taft verfügt nicht über die robuste, fast märchenhaft wiederstandsfähige Natur eines berühmten Vorgängers: schon jetzt haben sich die Folgen der gewaltigen Arbeitslast, die er entschlossen auf sich lud, als er das Amt des ersten Bürgers der Union übernahm. Für Roosevelt war der politische Kampf, das Regieren, das Empfangen von Freund und Feind und die Atmosphäre von Arbeit und Verantwortung Lebenselement, Taft aber ist aus anderem Holze geschnitzt. Man wußte bereits vor der Wahl, daß er das Amt eines Oberrichters der Vereinigten Staaten dem Weißen Hause vorgezogen hätte. Jetzt mehren sich bereits die Anzeichen, daß Taft nach Ablauf seiner Präsidentenzeit auf seine Wiederwahl keinen Wert legen wird. Auf seine körperliche Frische hat seine Amtszeit als Präsident sehr ungünstig eingewirkt; der Mann, der damals anscheinend voll trotzender Gesundheit, sein berühmtes Lächeln auf den Lippen, ins Weiße Haus einzog, sieht heute müde und gedrückt aus und sein berühmtes Lächeln ist verschwunden. Seine Frau kränkelt von dem Tage, da ihr Mann Präsident wurde, und ihr Befinden mag Taft bedrücken. Trotzdem lehnt er jede persönliche Schonung ab und mit seiner wahrhaft Rooseveltschen Energie erledigt er alle Pflichten seines Amtes. Aber man hat den Eindruck, daß er dem Tag nicht nachtrauen wird, an dem seine Präsidentenzeit abläuft.

Starke Frauen. Elisabeth, die letzte Gemahlin Kaiser Karls IV., eine geborene Herzogin von Stettin, hat ihren Namen durch eine seltene Eigenschaft auf die Nachwelt gebracht. Sie war nämlich die stärkste Frau, welche das Mittelalter kennt. Als ihr Gemahl im Jahre 1335 zu Prag ein Turnier hielt, zerbrach sie ohne große Mühe ein Hufeisen wie ein Stück hartes Brot. Eine Nebenbuhlerin hatte sie in Frau Limburga, einer geborenen Prinzessin von Masovien, Gemahlin des Erzherzogs Ernst des Eisernen, welch letzterer sich 1410 mit ihr vermählte. Diese mit Körperkraft ungemein gesegnete Frau schlug mit bloßer Faust einen Nagel durch ein Brett und schleuderte zentnerschwere Steine mit Leichtigkeit.

Wer hat Andreas Hofer erschossen?

Anläßlich des hundertjährigen Todestages Andreas Hofers werfen die „Neuen Tiroler Stimmen" die Frage auf, wer Andreas Hofer zu Mantua erschossen hat. Die Antwort auf diese Frage hat der Bezirksrichter zu Diekirch in Luxemburg Dr. Karl Schaack gegeben, der in einem großangelegten Quellenwerk die Geschichte seines Vaterlandes von 1792—1815 behandelt. Luxemburg war damals als „Wälderdepartement" dem französischen Staate angegliedert. Die kriegstüchtige Mannschaft Luxemburgs wurde in das französische Heer eingereiht, darunter auch der Feldwebel Michael Eiffes aus dem Dorfe Befort unweit Echternach. Er war im Jahre 1780 geboren und wurde 1800 in das 13. Linienregiment der französischen Armee eingereiht. Er nahm an den Feldzügen Napoleons 1805, 1806, 1807, 1808 teil, und stand bei Ausbruch des Feldzuges von 1809 und des Tiroler Aufstandes als Korporal in Oberitalien. In der Schlacht bei Wagram geriet er, durch einen Bajonettstich verwundet, in österreichische Kriegsgefangenschaft, wurde aber ausgewechselt und kam Anfang 1810 als Feldwebel in das 2. Grenadierbataillon nach Mantua. In dieser Eigenschaft erhielt er den Befehl über die zwölfköpfige Rotte, die bestimmt war, das Todesurteil an Andreas Hofer zu vollstrecken. Eiffes hatte nicht den Mut, Feuer zu kommandieren. Da gab Andreas Hofer selbst das Kommando. Die Soldaten schossen aber in ihrer Aufregung so schlecht, daß Andreas Hofer nach der Salve noch lebte. Feldwebel Eiffes sah sich daher genötigt, dem Tiroler Nationlhelden durch einen Schuß ins Ohr den Gnadenschuß zu geben. — Eiffes nahm noch an den Kämpfen in Deutschland 1813/14 teil und wurde später Bürgermeister seiner Heimatsgemeinde Befort, wo er im Jahre 1845 im Alter von 65 Jahren starb.

Die Krankheit des Kaisers Friedrich.

Im zweiten Februarheft der illustrierten Halbmonatsschrift „Nord und Süd", das als 400. Heft dieser alten Zeitschrift eine Jubiläumsnummer darstellt, veröffentlicht Geheimrat v. Poschinger eine Erinnerung an den Juni 1887, da die schwere Erkrankung des Kronprinzen bekannt wurde und Deutschland in Sorge versetzte. Er schreibt: „Anfang Juni 1887 sollte ein Mitglied der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, wie damals jede Woche ein- bis zweimal, bei Bismarck speisen. Als er um 6 Uhr ins Palais kam, fand er nur die Fürstin vor. Sie empfing ihn mit den Worten: „Wir werden heute nicht vor 7 Uhr speisen können. Mein Mann ist ins kronprinzliche Palais gerufen worden und hat von dort sagen lassen, daß er erst gegen 7 Uhr zurück sein werde, es gehe dem Kronprinzen sehr schlecht." Es war schon 7½ Uhr vorüber, als der Kanzler endlich kam. Tränen standen ihm in den Augen. Er sah bleich und abgespannt aus und erzählte: „Die Professoren Bergmann und Gerhardt haben das Halsleiden des Kronprinzen für Krebs erklärt und wollen eine sofortige gefährliche Operation an ihm vornehmen, noch ahnt der Kronprinz nichts, er ist nur ungehalten darüber, daß ihm die Aerzte so viel „in den Hals gucken". Die Kronprinzessin, niedergebeugt von Schmerz, widersetzt sich der Operation und verlangt die Zuziehung eines englischen Arztes. Auch hat sie mir zugemutet, vom Kaiser einen Befehl zu erwirken, daß die Operation nicht vorgenommen werden darf. Ich weigerte mich natürlich, eine solche Willenskundgebung des Kaisers zu extrahieren, indem ich darauf hinwies, daß hier nur die Aerzte mitzusprechen haben und daß ich als Laie keine Meinung äußern kann." Inzwischen war im kronprinzlichen Palais alles zur Operation vorbereitet worden, die Bergmann am andern Morgen um 8 Uhr vornehmen wollte. Die Kronprinzessin bestand indessen um Aufschub, bis ein englischer Arzt gehört sei. Diesem Wunsch mußten die Aerzte sich fügen. Die Operation wurde verschoben. Man telegraphierte an Makenzie in London. Dieser kam. — Der Rest ist bekannt!

Allerlei.

„Tau umständlich." Die „Hamburger Nachrichten" erzählen folgenden netten Vorfall: Aus einem Dorfe drei Stunden von Celle kam kürzlich ein Bauersmann zu einem Celler Fabrikanten, ihn nach dem Preise einer Ware zu fragen, die er im Dezember brauche. Wie es sich herausstellte, hatte der Mann nichts weiter in der Stadt zu tun und wollte sofort wieder zurück. Als der Prokurist ihm bedeutete, er hätte sich doch viel leichter durch eine einfache Postkarte erkundigen können, meinte der Bauer: „Och, mit dat Schrieben is dat ümmer tau umständlich." Der Mann war also lieber sechs Stunden zu Fuß gegangen, als daß er eine Postkarte von vielleicht fünf Zeilen schrieb! Ein hübscher Beleg zu der Redensart: „Mannig Bur ladt liever twee Fuder Meß (Dünger), as dat he eenen Breif schrifft."

Schwere Brandwunden infolge eines Krampfanfalles erlitt in Berlin eine 63 Jahre alte Witwe. Als sie, die Petroleumlampe in der Hand, den Korridor ihrer Wohnung passierte, wurde sie plötzlich von Krämpfen befallen. Die Lampe explodierte und mit schweren Brandwunden an Kopf und Unterleib wurde die Bedauernswerte ins Krankenhaus gebracht.

Der Tote auf dem Gerüst. Ein seltsamer Fund wurde in der Trebbinerstraße zu Berlin gemacht. Auf dem an der Hochbahn gelegenen Grundstück der Markt- und Kühlhallen ist gegenwärtig zu baulichen Veränderungen ein 10 Meter hohes Gerüst aufgeschlagen. Passanten beobachteten nun, wie ein Mann hoch oben auf dem Gerüst stehend fortwährend in die Tiefe blickte. Der Fremde rührte und rüttelte sich nicht. Die Sache wurde einigen Zuschauern unheimlich; sie stiegen schließlich auf das Gerüst, wo sie zu ihrem Erstaunen konstatieren mußten, daß ein Toter auf dem Gerüst stand. Es war der 46 Jahre alte Arbeiter O. Pieck, der auf dem Bau gearbeitet hatte. Ein von der Rettungswache hinzugerufener Arzt stellte fest, daß der Arbeiter plötzlich einem Herzschlag erlegen war.

Ein heiteres Geschichtchen passierte kürzlich, der „Ostsee-Zeitung" zufolge, in dem Dörfchen Wulkow bei Stargard. Dort logierte sich im Gasthof ein Reisender ein, der bald für den Raubmörder Stolze gehalten wurde. Man kam dahin überein, die Nacht über Wache vor dem Gasthof zu halten, um jedes Entweichen des gefürchteten Raubmörders zu verhindern, und telephonierte wegen polizeilicher Hilfe nach Stargard. Die Nacht wurde den vor dem Gasthof harrenden Aufpassern zur halben Ewigkeit. Der Ortsschulze wachte mit dem Schulzenstab, der Amtsdiener mit dem Gewehr. Endlich nahte der Morgen und mit ihm die polizeiliche Hilfe aus Stargard. Und als man den vermeintlichen Stolze festnehmen wollte, entpuppte er sich als ein — stellenloser Brennereiverwalter. . . .

Ein Entgleister. Der ehemalige Oberlandesgerichtsrat Greiner aus Kronach hat, wie durch die nunmehr abgeschlossene Untersuchung festgestellt worden ist, in 30 Jahren amtlicher Tätigkeit 127000 M. unterschlagen. Greiner ist in vollem Umfang geständig und bestreitet aufs entschiedenste, das Opfer eines Erpressers gewesen zu sein. Er habe lediglich mit seinem Gehalt nicht auskommen können.

Schwerer Raubmord. In Sillens bei Burhave wurde nachts die Witwe Bergmann ermordet und beraubt. Der Mörder entwendete außer einem Sparkassenbuch auch Bargeld. Als Täter vermutet man den früheren Verlobten einer Tochter der Ermordeten; die Gendarmerie ist ihm bereits auf der Spur.

Mord und Selbstmord wegen eines verlorenen Armes. Ein in der Papierfabrik von Bredereichen (Kreis Kemplin) beschäftigter 29jähriger Maschinengehilfe Scheffler erschoß seine Braut, die 23jährige Terlezka und dann sich selbst Scheffler hatte vor einiger Zeit den rechten Arm verloren und sah in diesem Verlust ein unüberwindliches Hindernis für seine Verehelichung.

Die leidige Spielerei mit dem Revolver. In Beuchlitz feierte der Fleischermeister Albrecht Kindtaufe. Im Laufe des Tages wollte der Kindtaufsvater seinen Gästen zeigen, wie er die Rinder erschießt. Dabei hantierte er mit einem Revolver. Plötzlich ging ein Schuß los und einer der Gevattern, der Bäckermeister Stark, sank in demselben Augenblicke zu Boden. Die Kugel war ihm in den Kopf gedrungen. Stark erlag wenige Stunden darauf der erlittenen schweren Verletzung.

Eulenburgs Gut zu Verkauf. Eine bemerkenswerte Anzeige findet sich in einem Berliner Blatt; darnach wird das Gut Liebenberg des Fürsten Eulenburg im ganzen oder zur Aufteilung zum Verkauf ausgeschrieben.

Folgenschwerer Unfall zweier Soldaten. Zwei Soldaten des Infanterieregiments in Gnesen öffneten gewaltsam einen Schuppen auf dem Schießplatz und nahmen daraus eine Dynamomaschine, die zur Erzeugung von Kanonenschlägen diente. Sie schleppten die Maschine in das Freie, nahmen eine Patrone und luden die Maschine. Als ein Soldat die Kurbel drehte, ging der Schuß los. Einem der beiden Soldaten wurde die Hand abgerissen; er mußte dem Garnisonlazarett zugeführt werden. Eine Untersuchung ist eingeleitet.

Bombenwerfer. In Karwin warf nachts ein unbekannter Täter dem Oberingenieur und Betriebschef des Johannesschachtes Ludwig Hollein eine Bombe ins Schlafzimmer. Hollein faßte geistesgegenwärtig die Bombe und schleuderte sie in den Garten, wo sie mit geringem Schaden explodierte.

Gesühnter Mord. Der Besitzer Kackschies aus Skerswethen in Ostpreußen, der am 30. Oktober wegen Ermordung seiner Ehefrau zum Tode verurteilt worden ist, wurde durch den Scharfrichter Schwietz-Breslau hingerichtet.

Ein blutiger Straßenkampf hat in Bamberg nachts zwischen Zivilisten und Kaiser-Ulanen stattgefunden. 3 Zivilisten und 2 Ulanen wurden schwer verletzt. Die Polizei konnte nur mit größter Mühe wieder Ruhe schaffen.

Die Barfrankierungen, mit denen Bayern jetzt bahnbrechend unter den Postverwaltungen und im Münchener Hauptpostamte mit zwei Stempelmaschinen beginnend, vorgeht, haben sofort großen Anklang gefunden. Es gelangen täglich etwa 20 000 Sendungen in München zur Auflieferung. Die zwei Stempelmaschinen stempeln in der Minute 5000—6000 Stück, also 5—6mal mehr als mit dem Handstempel zu leisten ist.

Ein Dieb im Eisenbahnwagen. Große Erregung herrschte, wie die „Deutsche Wochenzeitung für die Niederlande" schreibt, kürzlich auf dem Bahnhof von Erquelines. Ein Wagen mit Möbel war aus Frankreich angekommen; als man ihn aufschloß, entdeckten Arbeiter und Zollbeamte unter dem Stroh einen Mann. Sofort wurde der Wagen wieder verschlossen und Polizei requiriert. Inzwischen war es dunkel geworden. Die Polizei rückte an und befahl dem Kerl, sich zu ergeben. Keine Antwort. Sofort wurde der Wagen umzingelt. Da fand man unter dem Stroh einen — Spiegel, aus welchem der Polizei sechs Zöllnerhäupter entgegenlachten.

Schwerer Einbruch in eine Kopenhagener Kaserne. In der Kastell-Infanteriekaserne zu Kopenhagen wurde ein Einbruch verübt, wobei den Dieben über 12 000 Kronen in die Hände fielen. Die mutmaßlichen Täter, ein Handwerker und zwei Soldaten, sind seitdem verschwunden und werden steckbrieflich von den Behörden gesucht. Der Militärarbeiter, der im Verdacht steht, die Führerrolle gespielt zu haben, spricht perfekt Deutsch und hat früher längere Zeit in Deutschland gelebt. Man nimmt an, daß er auch nach Deutschland geflüchtet ist.

Das Vermögen mit ins Grab genommen. Es wird geschrieben: In Bosnisch-Brod ereignete sich dieser Tage ein nicht gar häufiger Vorfall, der eines tragikomischen Beigeschmackes nicht entbehrt. Der reiche Bauer Nikodem Balati starb plötzlich und wurde in Feiertagskleidern begraben. Als das Testament darauf geöffnet wurde, waren seine Verwandten nicht wenig überrascht, als sie hörten, daß Balati sein ganzes Vermögen im Betrage von fast 40 000 Kronen in seiner Feiertagsweste eingenäht habe. Nun hieß es, die Bewilligung zur Exhumierung zu erlangen, um zu dem vergrabenen Schatz zu gelangen. Die Leiche wurde exhumiert und wirklich fand man in der Weste das Geld. Aber noch mehr waren die Verwandten überrascht, als sie zu ihrem Schrecken erfuhren, daß der größte Teil des Geldes aus außer Kurs gesetzten Banknoten bestand. Und so mußten sich die bitter Enttäuschten mit ein paar alten Münzen begnügen.

Der „ungetrübte Leumund". Der Bürgermeister einer Züricher Gemeinde hat Jetzhin einem Ortsbürger, der in eine Strafuntersuchung verwickelt war, folgendes Leumundszeugnis ausgestellt: „N. N. ist Bürger unserer Gemeinde W. Er genießt hierorts einen unbescholtenen Ruf und guten Leumund und ist wie folgt vorbestraft (folgen sieben Vorstrafen wegen Betruges und Diebstahls von 8 Tagen Gefängnis bis 14 Monaten Zuchthaus.)" — Was muß jemand in W. begehen, wenn sein Leumund „getrübt" werden soll?

Unwetter. Starke Regenströme verursachten in Nordwest-Spanien große Ueberschwemmungen. Bei Ferrol wurden eine Kirche und mehrere Häuser weggeschwemmt. Die Einwohner suchten Zuflucht auf Dächern und Bäumen oder schwammen, geklammert an Balken oder Möbelstücke, fort. Einzelheiten fehlen, da die Telegraphenlinien unterbrochen sind. Bei Begueling stürzte eine Brücke einige Minuten vor der Ankunft eines Expreßzuges ein.

Von der Lebensweise der Chinesen. In Europa sind über die Lebenshaltung der Chinesen mancherlei ungenaue Meinungen verbreitet; man erzählt vor allem, daß die Söhne des Reiches der Mitte im essen und trinken sehr mäßig seien, und daß sie sich zum großen Teil von seltsamen und unappetitlichen Dingen nährten. Der italienische Schiffsleutnant Vittorio Betteloni macht in den Monatsberichten der „Italienischen Geographischen Gesellschaft" beiden Märchen den Garaus, indem er erklärt, daß nur die armen Chinesen mäßig im Genuß von Speisen und Getränken seien, jene Leute, die den ganzen Tag nichts anderes essen als eine Handvoll Reis, Hirse, Mais, in dem sie die Körnchen im Wasser aufquellen lassen, oder indem sie sie zerreiben und zu kleinen Brötchen kneten. Aber auch die Chinesen der niedersten Klassen essen, sobald sie dazu nur im Stande sind, reichlich und die auserlesensten Dinge. Der fast unglaublich billige Preis des Fleisches, der Gemüse und der Gewürze gestattet den Chinesen, bei einer Ausgabe von nur 20 bis 35 Pfennigen für den Tag sehr gut zu leben. Für 20 Mark für den Monat kann man in den Wirtshäusern zu Peking zwei gute Mahlzeiten haben, wie sie sich ein italienischer Arbeiter nicht einmal an hohen Festtagen leisten kann, da bekommt man: Gemüse, Eier, Fisch, Schweinefleisch, Hammelfleisch, Reis, Tee u. a. Alle Speisen sind so zerkleinert, daß man sie mit den bekannten Stäbchen essen kann. Es ist auch nicht wahr, daß die Chinesen widerliche Dinge essen; im südlichen China ißt man wohl Hundefleisch, aber es ist nicht wahr, daß jeder gute Chinese es sich zur Pflicht macht, täglich einen Hundebraten auf dem Tische zu haben. Man sagt mit einem gewissen Ekel, daß die Chinesen faule Eier essen; aber es handelt sich nicht um faule Eier, sondern um Eier, die nach einem eigenartigen Verfahren jahrzehntelang in Kalk aufbewahrt werden, und die nach 25 oder 30 Jahren ganz vortrefflich schmecken; das Eidotter wird fast schwarz, und das Eiweiß nimmt das Aussehen und die Festigkeit unseres Hühnergelees an.

Das Goldland Ophir. Dr. Karl Peters, der namentlich um Deutschostafrika verdiente deutsche Afrikaforscher, hält seine von vielen angezweifelte Entdeckung des biblischen Goldlandes Ophir im Sambesigebiet von Portugiesisch-Ostafrika aufrecht. Auf seiner letzten Reise in jenes Gebiet hat Peters Spuren phönizischer und altgriechischer Kultur entdeckt, die bis auf zwei Jahrtausend vor Christus zurückreichen. Ophir war nach der Darstellung der Bibel das Land, aus dem König Salomon Gold, Sandelholz und Elfenbein für den Tempelbau holen ließ. Peters erzählte auch einem Interviewer, daß heute noch in Ophir reiche Goldschätze lagerten. — Wenn's da nur kein neues Goldfieber gibt.

Freunde in der Not. A.: „Freunde in der Not zu haben, muß doch etwas Schönes sein." — B.: „Ich für meine Person danke dafür. Kaum ist einer meiner Freunde in Not, so pumpt er mich auch schon an."

Kinderlogik. Dem kleinen dreijährigen Erich war von seiner Wärterin auf seine Frage, warum der Papa jeden Tag zur Fabrik gehe, bedeutet worden: „Um für die Familie Brot zu verdienen!" Eines Tages kommt er zu Papa und meint: „Papa, ich mag kein Brot, du kannst heute zu Hause bleiben!"

Der Kampf Unfallverletzter um ihr Recht.

Ein krasses Beispiel, einen wie erbitterten Kampf Unfallverletzte oft um ihr Recht führen müssen, und wie viel Schaden oft einem Verletzten zugefügt wird, wenn — wie das ja meist geschieht — Schiedsgericht und Versicherungsamt sich auf die Gutachten stützt, die wegen vielfach nicht eingehend genug vorgenommenen Untersuchungen, verschiedenartig ausfallen, gibt die neueste Nummer des „Bergknappen".

Der Bergmann Pastor aus Sterkrade erlitt am 14. April 1906 auf Zeche Oberhausen einen komplizierten Bruch der rechten Speiche und mehrere Quetschungen am Kopfe. P. erhielt hierfür vom 10. Oktober 1907 ab nur noch eine Rente von 40 Prozent und vom 6. August 1909 ab eine Rente von 30 Prozent. Alle Bemühungen des christlichen Gewerkvereins, eine höhere Rente für P. zu erlangen, waren ohne Erfolg. Die Berufungen wurden vom Schiedsgericht zu Bochum zurückgewiesen und auf die Gutachten der Spezialärzte der Sektion 2 zu Bochum verwiesen. Folgend einige Gutachten: Dr. Reczeh-Bochum: „Der Bruch des rechten Unterarmes ist mit Deformität fest verheilt." (11. Aug. 08.) 30 Prozent Rente sei angemessen. In ähnlicher Weise äußert sich Med.-Rat Dr. Marx-Mülheim-Ruhr. Geh. Med.-Rat Dr. Witzel und Oberarzt Dr. Jansen-Düsseldorf bescheinigen, daß eine Rente von 40 Prozent reichlich hoch bemessen sei. Dr. Herrmann-Oberhausen schlägt 33⅓ Prozent vor. — Die Berufung vom 8. September 1908 auf Weiterzahlung der 40 Prozent Rente wurde verworfen mit der Begründung, daß der Bruch des rechten Unterarmes mit Deformität fest verheilt und der Kläger zweifellos fähig sei, jetzt auch schwerere und besser gelohnte Arbeit zu verrichten. — Gegen dieses Urteil wurde Rekurs beim Reichsversicherungsamt Berlin eingereicht und ein Gutachten des Dr. Hampe-Wesel beigegeben (vom 2. Dez. 1908). In diesem heißt es u. a., daß eine Schwäche des rechten Armes, die durch einen bis jetzt noch nicht geheilten Knochenbruch der Speiche bedingt ist, vorliegt. Die Klage des Begutachteten sei vollauf gerechtfertigt und betrage die Herabsetzung der Erwerbsfähigkeit zurzeit 50 Prozent. — Der Rekurs wurde vom Reichsversicherungsamt verworfen, weil der Kläger sich an den durch Unfall vom 14. April 1906 geschaffenen Zustand gewöhnt und den rechten Arm besser zu gebrauchen gelernt habe. Dadurch habe sich die Erwerbsfähigkeit um 20 Prozent gehoben. — Sämtliche bisherigen Untersuchungen sind nach P's. Behauptungen oberflächlich und ohne Anwendung von Röntgenstrahlen vorgenommen. Da der Schmerz im Unterarm nicht nachlassen wollte, wandte sich P. nun an Dr. Stoux vom Garnisonlazarett zu Düsseldorf. Dieser stellte eine Durchleuchtung mit Röntgenstrahlen an und stellte fest, daß die beiden Enden der Speiche nicht zusammengeheilt sind, sondern auseinanderstehen. Das handgelenkwärts gelegene Stück der Speiche liegt vollständig an die Innenseite der Elle angelehnt, den Zwischenknochen kaum diagnostiztierend, während das ellenbogenwärts gerichtete Stück die Richtung des Knochens gerade fortsetzt und mit einer scharfen Spitze in die Weichteile des Vorderarms gespießt ist. Von knöcherner Verbindung dieser beiden Knochenenden ist keine Spur vorhanden. Die Gutachten des Med.-Rat Dr. Marx „Der Arm ist mit Verbiegung des Knochens geheilt" und des Dr. Reczeh „Der Bruch des rechten Unterarmes ist mit Deformität fest verheilt" beruhen auf falschen Voraussetzungen. Der Knochenbruch ist eben nicht fest geheilt, sondern überhaupt nicht geheilt. Die Hand hängt tatsächlich an einem losen Stück Knochen. Arbeiten kann der Mensch mit diesem Arm natürlich nicht, weder schwer, noch leicht. Dr. Stroux bestätigt eine Erwerbsunfähigkeit von 50 Prozent. Die Berufsgenossenschaft gewährte nun auf die Berufung und auf das Gutachten des Dr. Stroux eine Rente von 50 Prozent vom 6. August 1909. Gegen diesen Bescheid hat der Gewerkverein christl. Bergarbeiter Berufung eingelegt, da P. die Gewährung seiner Rente vom 29. August 1908 beantragt hatte. Ein Rentenerhöhungsantrag ist nicht gestellt worden, sondern ein Antrag auf Einleitung eines neuen Aufnahmeverfahrens, oder die Rente von 50 Prozent vom 29. Aug. 1908 ab wieder zuzuerkennen. — Hoffentlich wird dem P. auch diesmal sein volles Recht werden.

Bekanntmachung.

Für das Jahr 1910 ist die Abhaltung folgender Obstbaukurse in der Provinz Westfalen in Aussicht genommen:

I. Für Volksschullehrer an

1. **der Landwirtschaftsschule in Lüdinghausen:**
   a) Frühjahrskursus in der Zeit vom 7. bis einschließlich 19. März,
   b) Herbst- und Obstverwertungskursus in der Zeit vom 26. September bis einschließlich 6. Oktober;
2. **bei dem Hofgärtner a. D. Kohlstädt in Laas he:**
   a) Frühjahrskursus in der Zeit vom 4. bis einschließlich 16. April,
   b) Sommerkursus in der Zeit vom 25. bis einschließlich 30. Juli,
   c) Obstaerwertungskursus in der Zeit vom 4. bis einschließlich 7. Oktober.

II. für Provinzialstraßenmeister, Provinzialstraßenwärter, Baumwärter usw.

3. **an der Landwirtschaftsschule in Lüdinghausen:**
   a) Frühjahrskursus in der Zeit vom 29. März bis einschließlich 7. April,
   b) Herbstkursus in der Zeit vom 22. bis einschließlich 24. September;
4. **an der landwirtschaftlichen Schule in Stromberg:**
   a) Frühjahrskursus in der Zeit vom 5. bis einschließlich 14. April,
   b) Herbstkursus in der Zeit vom 19. bis einschließlich 21. September;
5. **an der Landwirtschaftlichen Winterschule in Warburg:**
   a) Frühjahrskursus in der Zeit vom 30. März bis einschließlich 8. April,
   b) Herbstkursus in der Zeit vom 20. bis einschließlich 22. September;
6. **an der landwirtschaftlichen Lehranstalt in Hagen i. W.**
   a) Frühjahrskursus in der Zeit vom 11. bis einschließlich 20. April,
   b) Herbstkursus in der Zeit vom 26. bis einschließlich 28. September;
7. **an der Landwirtschafts- und Realschule in Herford:**

A. für Landwirte, Lehrer pp.

   a) Frühjahrskursus in der Zeit vom 4. bis einschließlich 16. April;
   b) Herbstkursus in der Zeit vom 19. bis einschließlich 24. September;

B. für Provinzialstraßenmeister, Provinzialstraßenwärter und Baumwärter in der Zeit vom 14. bis einschließlich 23. März:

8. **an der landwirtschaftlichen Winterschule in Soest.**
   a) **Obst- und Gemüseverwertungskursus:**
      I. Teil: 5., 6. und 7. Juli,
      II. Teil: 7., 8. und 9. September;
   b) **Ferienkurse im Obstbau für Lehrer:**
      in der Zeit vom 30. März bis einschl. 2. April und vom 8. bis einschließlich 13. August;
   c) **Obstbaukurse für jedermann:**
      am 4. April, 2. Mai, 6. Juni, 4. Juli, 1. August, 5. September und 3. Oktober;
   d) **Baumwärterkursus:** am 17., 18. und 19. März.

An den für Volksschullehrer oder für Provinzialstraßenbeamte und Baumwärter bestimmten Kursen können auch Landwirte, Wegewärter und andere Personen teilnehmen, soweit es der Raum gestattet.

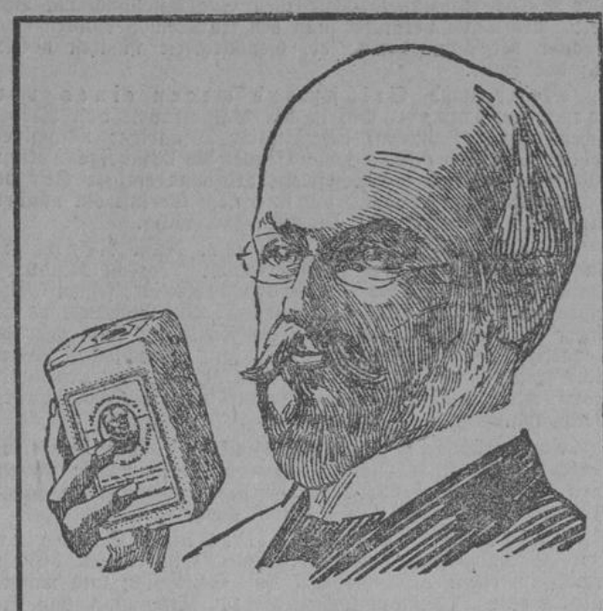
Die Kosten der Kurse werden aus Mitteln des Staates und des Provinzialverbandes bestritten. Die Teilnahme an den Kursen ist kostenfrei.

Anmeldungen zur Teilnahme sind baldmöglichst an die genannten Unterrichtsanstalten bezw. an die Leiter der Kurse zu richten.

Unbemitttelten Teilnehmern, deren Ausbildung als Baumwärter besonders wünschenswert erscheint, können Beihilfen zu den Kosten des Unterhalts während der Kursusdauer bewilligt werden. Anträge darauf sind durch Vermittelung der Ortsbehörden einzureichen.

Münster, den 26. Januar 1910.

Der Oberpräsident der Provinz Westfalen.
Im Auftr.: Kirchner.



Vom Arzt

seit 20 Jahren empfohlen wird Kathreiners Malzkaffee. Für Kinder, Herzleidende, Nervöse, für alle, die früh und nachmittags etwas Gesundes trinken wollen, hat Kathreiners Malzkaffee sich als bestes Getränk bewährt. Dabei ist er unerreicht an aromatischem Wohlgeschmack und Preiswürdigkeit. Ein viertel Paket = 20 Tassen kostet nur 10 Pfg.

Verlangen Sie ausdrücklich Kathreiners Malzkaffee! Es gibt Nachahmungen!

Kaufmännische Schule der Handelskammer zu Bochum.

Höhere Mädchenhandelsklasse.

Bedingungen für die Aufnahme:
Absolvierung einer höheren Mädchenschule oder gleichwertige Vorbildung.
Schulgeld: Mk. 250.— jährlich.
Der Lehrplan umfaßt deutsche, französische und englische Handelskorrespondenz, einfache, doppelte und amerikanische Buchhaltung, kaufm. Rechnen, Stenographie, Geographie, Volkswirtschaftslehre, Rechts- und Bürgerkunde, Maschinenschreiben, Rund- und andere Zierschriften.

Mädchenhandelsschule.

Bedingungen für die Aufnahme: Absolvierung der Volksschule.
Schulgeld Mk. 100— Lehrgang zweijährig.
Lehrplan umfaßt alle kaufm. Fächer und Französisch. Für die Mädchenhandelsschülerinnen ausschließlich wird an der städtischen **Hau haltungsschule** ein Kursus eingerichtet gegen niedrigen Sonderbeitrag.
Anmeldung: Montag und Freitag nachm. 1/24—5 Uhr, Humboldstraße 16.
1029 Dr. rer. pol. et. phil. **Büchel,** Direktor.

Gewerbe-Ausstellung

Hagen i. W. 1910. ✻ 12. Mai–6. Juni.

Protektor: v. Bake, Regierungspräsident zu Arnsberg

Anmeldungen in beschränkter Anzahl können nur noch bis zum **4. März** Berücksichtigung finden.

Interessenten werden gebeten, **Anmeldebogen** und Bedingungen vom **Büro Hagen i. W., Potthofstrasse 35 a,** einzufordern. [1139

Rentable und angenehme

Selbständigkeit.

Wir wollen die selbständige Vertretung unseres **staatlich** konzedierten Unternehmens für den Stadt- und Landkreis Hattingen an einen versierten und solventen Herrn dauernd vergeben. Einkommen bei mäßiger Tätigkeit Mk. 2—3000 pro Jahr. Für die unkündbare Uebernahme sind Mk. 200 zu zahlen; die Zahlung wird konvenierenden Herren bequem gemacht. Offert. unt. **Nr. 881** bef d. Geschäftsst. in Hattingen.

Neu Erschienen! Ein Buch über Trunksucht!



Alle die sich dafür interessieren, und einen Trunksüchtigen in ihrer Familie oder Bekanntenkreise haben, sollen nicht versäumen, dieses Buch zu verlangen, welches **vollständig umsonst** zugesandt wird. (Deutsche Ausgabe.)

Dasselbe lehrt, wie man die Neigung zu berauschenden Getränken dauernd und sicher vernichten kann und wie die Sklaven der Trunksucht von dem Uebel befreit werden können, sogar gegen ihren eigenen Willen.

Schreiben Sie sofort an:

ZENENTO PUBLISHING CO.,
76, Wardour St., LONDON 3029 (England.)

Unser Reklame-Paket für 3.50 M.

mit nachstehenden 5 Gebrauchsartikeln und Gratisgeschenk ist versandbereit:



1. Der praktische **Sicherheits-Rasierapparat „Famos"** wie Abbildung, garant. Solinger Ware, gebrauchsfertig und gut schneidend
2. 1 Paar starke elast. **Gummi-Hosenträger,** Marke Herkules, für Herren.
3. Eine hochfeine **Herren-Uhrkette** in Panzerform mit starker Goldauflage, dauerhaftes Tragen.
4. 1 starkes Solinger **Taschenmesser** mit 2 guten Klingen und Messingbeschlag.
5. 1 elegante **Herren-Brieftasche** mit vielen Fächern, Schloß, Notesbuch und Bleistift.

Dieses alles zusammen liefern wir als seltenen Gelegenheitskauf zusammen **für nur 3,50 Mark.**

Damit Sie aber unsere Firma weiter empfehlen, geben wir noch zu jedem Paket als Extrageschenk

50 Stück Zigarren gratis

und zwar gute und große Fassons (gangbarste Hausmarke), die genannten Sachen sind durchweg gut und dauerhaft. Viele Dankschreiben und Nachbestellungen. Bei 3 Paketen zusammengepackt fügen wir noch **eine komplette, elektrische Taschenlampe, gut brennend, gratis bei.** Verpackung frei. Wenn nicht gefällt, zahlen wir sofort Geld zurück. Unsern Katalog mit äußerst billigen Engrospreisen über Waren aller Art legen wir gratis bei. Wiederverkäufern machen wir noch Extrapreise. Der Versand dieser Reklamepakete erfolgt per Nachnahme nur durch das

Versandhaus Paul Girnus & Co., Berlin 161,
Straßburgerstraße 20.

Herr Kübler in Wilhelmsglück erhielt 3 Pakete und schreibt darauf: Ich teile Ihnen mit, daß ich sehr zufrieden bin, besten Dank. Senden Sie mir noch 6 Pakete von dieser Sorte, außerdem lt. Katalog 14.

MAGGI-Würze. Wer sie einmal versucht, wird sie immer verwenden. Bestens empfohlen von [18₂

Hermann Vaupel, Dahlhausen, Bahnhofstrasse 26. a.

Fort mit den teuren Zündhölzchen!

Unser „Elektra"-Feuerzeug ersetzt dieselben vollständig!

Der billige Preis gestattet Jedem die Anschaffung.



„Elektra"-Feuerzeug. Neu!
Allerbestes Feuerzeug der Gegenwart! Unentbehrlich für Raucher! Hochfein vernickelt, in der Westentasche zu tragen,
per Stück mit 1 Fl. Meinl Mk. 1.—
3 Stück Mk. 2.80
Einfache Handhabung.
Sofort Feuer.
Versand gegen Nachnahme oder Vorhereinsendung des Betrages. Bei Voreinsendung 20 Pfg. Porto mitschicken. Nachn. 20 Pfg. extra.
Hauptkatalog mit ca. 4000 Gegenständen über Solinger Stahlwaren, Haus- und Küchengeräte, Gold-, Silber- und Lederwaren, Uhren, Pfeifen, Musikwerken, Spielwaren etc. **gratis** und **franko** an Jedermann.



Meinl pro Flasche 20 Pfg.
Ersatzpillen, pro Stück 20 Pfg.
Für jeden Zweck verwendbar, z. B. Anzünden von Gas, Zigarren, Zigaretten u. s. w.

Marcus & Hammeskahr, Stahlwaren-Fabrik, **Wald-Solingen**

Geflügel u. Bruteier aller Racen, Zuchtgeräte, tragb. Geflügelhäuser. Catalog gratis. **Geflügelpark i. Auerbach.** [185 Hessen.

Miet-Pianos

in grosser Auswahl, günstige Bedingungen bei späterem Kaufe

Rud, Ibach Sohn,
Barmen, Neuerweg 40/42.

Aus nur bestem **Rind-** und **Schweinefleisch:**

Cervelatw. u. Salami à Pfd.	85 Pfg
Berl. Mettw. u. Polln.	55 „
Braunschweiger	75 „
Thür. Rot- u. Zwiebelleberw.	35 „

ab **Berlin** liefert gegen Nachnahme
Wurstfabrik Berlin,
[426] Kochhannstraße 6.

500 Mark Belohnung.

Sommersprossen, Gesichtspickel, Mitesser, Finnen, Pusteln, Runzeln, Gesichts- und Nasenröte, Falten, Hautunreinigkeiten entfernt vollständig u. gründlich nur mein weltberühmter **Schönheitshersteller Pohli.** Konserviert Gesicht u. Hände blendend weiß, zart u. jugendschön. Garantie für Erfolg. Gold. und silb. Medaille Paris 1900. 3,50 M. Nachnahmespesen extra. **Versandhaus Gg. Pohl, Berlin,** Hohenstaufen-Straße 69. Enthaarungsmittel à Flacon 2,50 M.

Tausende Anerkennungen

Strickmaschinen

mit Mark **30—50** Anzahlung. Illustr. Pracht-Katalog gratis.
[173 **P. Kirsch, Döbeln.**

Flechten

näss. und trockene Schuppenflechte, skroph. Ekzema, Hautausschläge,

offene Füsse

Beinschäden, Beingeschwüre, Aderbeine, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig;

wer bisher vergeblich hoffte

geheilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der bestens bewährten

Rino-Salbe

gift- u. säurefrei. Dose Mk. 1.15 u. 2.25
Dankschreiben gehen täglich ein.
Nur echt in Originalpackung weiss-grün-rot und mit Firma Schubert & Co., Weinböhla-Dresden.
Fälschungen weise man zurück.
Zu haben in den Apotheken.

Für Anfang oder Mitte April suche ich ein evangelisches

Küchenmädchen.

Frau Johannes Colsman,
Langenberg, Rhld. 1036

1 Lehrling
und
1 Lehrmädchen

zu Ostern in die Lehre gesucht. [I 186

Hugo Mareus,
Linden.

Tüchtige

Rock- und Westenschneider

gesucht. **Max Wünnenberg, Nachf.,** Inh. Karl Gimbel,
0118 Herbede.

Wegen Verheiratung meines jetzigen suche ich zum 1. April ein tüchtiges, zuverlässiges, evangel. 1126

Dienstmädchen

Frau Hugo Wengeler,
Blankenstein, Sprockhövelerstr.

Tausende Raucher empfehlen



Bekannt reelle, gute Bedienung.

meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden Tabak.

1 Tabakspfeife umsonst zu 5 Pfd. meines berühmten Förstertabak für M. 4.25 frk. 9 Pfd. Pastorentabak u. Pfeife kost. zus. M. 5.— frk. 9 Pfd. Jagd Kanaster m. Pfeife M. 6.50 frk. 9 Pfd. holländ. Kanaster mit Pfeife M. 7.50 franko. 9 Pfd. Frankfurter Kanaster m. Pfeife kost. frk. M. 10.— gegen Nachnahme. Bitte anzugeb. ob nebenstehende Gesundheitspfeife oder eine reichgeschnitzte Holzpfeife oder eine lange Pfeife erwünscht.

E. Köller, Bruchsal (Baden)
Fabrik. Weltruf!

Schweine-

Stückenfleisch (Rippen-, Rücken, Kopfstücke, Schnauzen, Ohren fleischige Pfoten) frisch gesalzene garantiert hiesige Ware, 10 Pfd. Colli nur Mk. 3.60, Kübel mit 25 u. 50 Pfd. Inhalt p Pfd. nur 35 Pfg. versendet ab hier Nachnahme
Heinr. Krogmann, Nortorf i/H. 241.

Kopfschmerzen

und **rheumatische Affectionen** sind oft unerträglich! Wollen Sie davon

befreit

werden, so gebrauchen Sie das 1000fach erprobte, ärztl. empfohlene u. gesetzlich geschützte indische

Dengdeng-Oel.

Preis M. 2.—. Wo nicht in Apotheken und Drogerien erhältlich allein echt durch **W. Otto, Düsseldorf 2.**

Maßanzug 16 M. Chike Fass. Mod. Desg. Musf. fr. **M. Hacker, Ratibor 327.**

Mein in **Horst-Ruhr** belegener [106

Steinbruch

ist, weil pachtfrei, von mir sofort zu **vermieten oder zu verkaufen,** evtl. m. größerem (Komplex) **Land.** Bahnanschluß bis zur Grenze. Näheres bei
W. Grämer,
Rellinghausen bei Essen-Ruhr.

PIANOS

u. Flügel in altbewährter Güte, IBACH-PIANOLA-PIANOS d. h. IBACH Pianinos mit eingebautem Klavierspielapparat, Pianolas mit Themodist und Metrostyle, sowie Harmoniums, empfiehlt in reicher Auswahl zu bequemen Bedingungen

Rud. Ibach Sohn

Kais. u. Königl. Hof-Flügel- und Pianino-Fabrik,
gegr. 1794
Barmen,
Neuerweg 40.

Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses

IBACH

Zweites Blatt zu Nr. 9.

Die neuen Turkos.

In Französisch-Afrika sollen, wie bekannt, neue Turko-(Neger-)Bataillone errichtet werden, weil an weißen Rekruten infolge langsamen Zuwachses der Bevölkerung Mangel ist. Ein chauvinistischer Redner hat in der Pariser Kammer auch ausgeführt, Turko's müßten da sein, um eventuell gegen Deutschland verwendet werden zu können. Das weckt die Erinnerungen an die „alten" Turko's, denen 1870 bei Weißenburg und Wörth der Garaus gemacht wurde.

Als der Krieg im Juli 1870 erklärt worden war, gab es in ganz Deutschland ein leichtes Gruseln vor den Zuaven und Turkos, die nach den blutrünstigen Darlegungen der Pariser Zeitungen auf unsere Grenze losgelassen werden und sengen und brennen sollten. Das war für ängstliche Seelen kein lieblicher Gedanke, zumal die französischen Journale in ihrem Chauvinismus Wunderdinge von der Tapferkeit dieser Krieger erzählten, die in wilden Katzensprüngen auf den Gegner losgingen und ihn über den Haufen werfen. Die deutsche Biederkeit dachte bald an Gespenster. Zuaven, wie Turko's trugen orientalische Uniform, den Fez, kurze Jacken und weite Kniehosen. Die Zuaven in roter, die Turko's in blauer Farbe. Die Ersteren waren Weiße, meist Freiwillige und Geworbene, aber es gab auch ein Regiment Garde-Zuaven, martialische Gestalten, die sich nicht schlecht geschlagen haben. Die Turko's waren ausschließlich Neger, und manche bange Mutter riet ihrem zur Fahne einberufenen Sohn: „Wenn die schwarzen Teufels kommen, paß auf!"

Bei Weißenburg kamen dann Preußen und Bayern zum ersten Male mit den schwarzen Kriegern in einen Bajonettkampf. Aber die Turko's vermochten mit ihrem wilden Angriff ebenso wenig, wie mit ihren Yatagans (Hau-Bajonetten) auszurichten, sie erlahmten sehr bald, und waren auf und davon, während sich die übrigen französischen Truppen noch tapfer schlugen. Damit war auch der Bann gebrochen, den diese Kerle hervorgerufen hatten, und nach der Schlacht bei Wörth verschwanden sie ganz aus dem Kriegsbilde. Sie waren im Zusammenstehen mit weißen Kameraden eine minderwertige Truppe, und die Franzosen sollten sich hüten, sie aufs neue für einen Krieg gegen einen weißen Feind in Aussicht zu nehmen. Sie würden da mehr schaden, wie nützen.

Wir haben ja heute in unseren verschiedenen Kolonieen selbst schwarze, braune, gelbe Eingeborenen-Truppen, aber niemand denkt daran, sie für einen europäischen Krieg zu verwenden. Der Neger ist kein guter Soldat in unserem Sinne.

Wie man Millionär wird.

In der letzten Nummer des „Konfektionär" wird durch Beispiele dieser immerhin nicht uninteressante Vorgang erläutert. Einige davon geben wir hier wieder. Philipp Armour, der amerikanische Fleischkönig, begann seine Karriere als einfacher Landarbeiter. Dann grub er einige Zeit nach Gold, ohne solches zu finden, hatte aber bei dieser Gelegenheit die Landesverhältnisse im wildesten Westen kennen gelernt und sagte sich nun, daß aus dem ungeheuren Viehreichtum dieser Gegenden Nutzen zu ziehen sein müsse. Er fing an, mit einem kleinen Kommissionsgeschäft, errichtete später eine Fabrik für Fleischextrakt und gesalzene Fleischwaren, vergrößerte seine Betriebe immer mehr und erreicht heute einen jährlichen Umsatz von 500 Mill. Mk. In seinen Fabriken beschäftigt er 30000 Menschen. — In seinem interessanten Buch „Der Weg zum Reichtum" erzählt der amerikanische Eisenbahnkönig Hill, wie er als Hafenwächter mit einem Tageslohn von zwei Dollar begann, dann Kohlen verkaufte, um schließlich Herr über eine Handelsflotte von 400 Dampfern und 20000 Km. Eisenbahnen zu werden. — Der Stahlkönig Andrew Carnegie erhielt als Hilfsarbeiter in einer Spinnerei 1 Dollar pro Woche, verdiente später als Telegraphist 20 Dollar pro Monat, kaufte mit geborgten 500 Doll. Aktien der Adams Expreß Compagny, an denen er 50000 Doll. verdiente, und beschritt so den Weg zu seinem jetzigen Reichtum. Andrew Carnegie, der bis jetzt über 600 Mill. Mark für gemeinnützige Zwecke gestiftet hat, erzählt selbst, wie er sein erstes Geschäft machte. Es brachte ihm 10000 Doll. auf einen Hieb, und das Interessanteste war, daß Carnegie das Kapital zu diesem Unternehmen sich erst borgen mußte. „Ich erinnere mich", so erzählt er, „wie ich noch ein simpler Angestellter der Pennsylvania-Eisenbahn war. Ein Arbeitskollege namens Woodruff hatte einen Schlafwagen erfunden und ging mit einem paar kleiner Schlafwagenmodelle hausieren. Lieber Freund, sagte ich ihm, wir werden diese Dinger eines Tages im Eisenbahngeschäft brauchen. Und richtig, die Pensylvania-Gesellschaft bestellte ein paar Schlafwagen dieser Konstruktion. Später, als ich Woodruff gelegentlich wiedersah, sprach er zu mir, Sie scheinen ein heller junger Mann zu sein, Carnegie. Ich glaube, Sie könnten mit mir zusammen ein Geschäft machen. All right, war meine Antwort, ich bin bereit. Ich gebe Ihnen einen Anteil von einem Achtel, sagte Woodruff und nannte mir die Summe, einige hundert Dollar, die ich zu zahlen hatte. Nun hatte ich keinen Cent, aber ich ging zu einem meiner Kollegen und bat ihn, mir das Geld zu leihen. Der gab es mir, als ich versprach, ihm 5 Dollar die Woche zurückzuzahlen. Mein Gehalt betrug damals monatlich 40 Dollars, und ich brachte es fertig, die Hälfte davon zu den Abschlagszahlungen zu verwenden. So begann ich mein erstes Geschäft, das mir durch den erzielten Gewinn von 10000 Dollars dazu verhalf, in die Pullmann-Gesellschaft einzutreten. — Der Neuyorker Bankier Daden Mills, der ebenso seiner Wohltätigkeit wegen, bekannt ist, als seines Reichtums, war Kommis in einem Warenhaus und erlernte dann in einer Bank das Geheimnis des Dollarmachens. Als in Kolifornien Gold gefunden wurde, wandte er sich dorthin. Aber nicht, um danach zu graben, sondern den Goldgräbern für teures Geld Lebensprodukte zu verkaufen. In einem Jahre verdiente er 20000 Dollar, mit denen er weiter operierte. — Obgleich die Engländer keineswegs so vorzügliche Spekulanten sind, wie die Amerikaner, gibt es doch auch unter ihnen eine ganze Anzahl von Selfmademen von reinstem Wasser. Sir William Arrel arbeitete mit neun Jahren in einer Baumwollspinnerei, um seiner Familie mit einigen Schillingen helfen zu können. Er sparte sich 85 Lstrl. zusammen, kaufte eine Dampfmaschine und einen Kessel zu einer Zeit, als noch alles mit Handbetrieb arbeitete, errichtete eine Wollwäscherei und hatte mit 26 Jahren genügend Geld verdient, um bequem von seinen Renten leben zu können. Heute besitzt er acht Millionen Pfund. — Sir Ernest Cassel, der Freund König Eduards, war in seiner Jugend Bank-Clerk. Sein Haus war durch irgendeine geschäftliche Operation in eine schwierige Lage geraten. Der junge Cassel machte in aller Bescheidenheit einen vorzüglichen Vorschlag, und nun wurden die Bankdirektoren auf den jungen Mann aufmerksam, protegierten ihn, und er konnte sich so den Grundstein zu seinem großen Vermögen legen. — Vor siebzig Jahren etwa fischten zwei barfüßige schottische Knaben in den Gewässern ihres Heimatstromes. „In Kanada, wo du hingehen willst, Vetter Donald," sagte der eine, namens George Stephan, „wirst du keine Lachsforellen fischen können." „Das mag sein", lautete die Erwiderung, „aber Indianer, Büffel und Pelze. Das Geld, um wieder nach dem alten Schottland heimkehren zu können, werde ich mir schon verdienen." Und sechzig Jahre später kam statt des kleinen rothaarigen Donald Smith, der im Zwischendeck eines Segelschiffes ausgereist war, der millionenschwere Right Honouroble Baron Strathcona, umgeben von einem Stabe von Sekretären, mit Ehren und Würden beschenkt, in die alte Heimat zurück. George Stephan aber, der seinem Vetter dreizehn Jahre später nach Kanada gefolgt war, brachte es nach 26-jähriger Anwesenheit im neuen Lande zum Gouverneur der Bank von Montreal und zu einer der angesehensten politischen Stellungen Kanadas.

* Exotische Frühlingsfeste.

Der Drang, den Sieg des sonnigen Lenz über den rauhen, kalten Winter festlich zu begehen, ist wohl so alt, wie die Menschheit selbst. In Europa haben sich die alten Frühlingsfeste im Laufe der Jahrtausende verändert, aber im fernen Asien, an dem die Wandlungen der Zeiten vorüberleiten, ohne tiefere Eindrücke zu hinterlassen, haben sich die Feiern durch die Jahrtausende unverändert erhalten und alljährlich, wenn von den hohen Bergen die ersten Sonnenstrahlen des Frühlings die Schneekruste lösen und in den Tälern nach den Bitternissen des Winters in Wald und Wiese die Knospen ausschlagen, begeht das ganze Volk jubelnd die Weihe des Lenzes. Durch ganz Tibet ziehen dann endlose Pilgerscharen, um rechtzeitig das durch Traditionen geheiligte Himistal zu erreichen, wo im Norden von Kaschmir bei einem uralten Buddhistenkloster der Sieg des Frühlings gefeiert wird. Am Morgen des großen Tages, so wird in einem interessanten Aufsatz der Lectures pour Tous ausgeführt, ist eine unabsehbare Menschenmenge auf dem hiesigen viereckigen Platze versammelt, der sich vor dem altehrwürdigen berühmten Kloster ausbreitet. Gesänge ertönen, festlich geschmückte, mit Türkisen behangene Frauen tanzen den Reigen des Lenzes, die Männer schlagen die Gongs, und wenn endlich die dritte Nachmittagsstunde heranrückt, ist die Festesfreude der Masse bereits zu einer wilden Erregung gestiegen. Dann plötzlich lagert sich ein tiefes Schweigen über die erwartungsvolle Menge. Ferner, aus dem Inneren des Klosters dringen die verworrenen Klänge einer barbarischen Musik; man hört sie näher kommen, und lauter werden, bis dann die Musikanten am Vestibül des Klosters erscheinen, vor dem riesigen alten Standbild Buddhas, das als Sinnbild der Weihe des Ortes den Klostereingang schmückt. Die wilden, heulenden, langgezogenen Töne der Trompeten, mächtiger, ausgehöhlter Ochsenhörner, denen ehrwürdige Lamas ohrenbetäubende Klänge entlocken, vereinigen sich zu einem schaurigen Konzert; da erscheinen im Schatten der Klostergänge die Dämonen des Winters, prunkvoll gekleidete Priester, die ihr Haupt unter grauenvoll verzerrten wildphantastischen Masken verborgen haben. Alles, was die Phantasie Asiens an Grausen und Entsetzen zu ersinnen vermag, ist in diesen Masken in wilder Verzerrung verkörpert. Der feierliche Umzug der Dämonen wird schließlich zu einem

Arme Marie.

Skizze von Dora Duncker.

Nachdruck verboten.

UR. Ein stechender Nordost wehte die Dorfstraße entlang und über die noch kahlen Aecker, durch welche die Straße zu dem kleinen Bahnhof führte.

An einer Wegbiegung, da, wo der Meilenstein aufgerichtet stand, hielten zwei Frauen in dem eiligen Lauf inne, in dem sie die Straße vom Dorf her zurückgelegt hatten. Die ältere von beiden, eine Frau gegen den Anfang der Fünfziger, schob die rotgefrorenen, zerarbeiteten Hände unter dem Wolltuch vor und legte sie auf den Arm der jungen Tochter.

„Nun adje auch, Marie! Und nochmals: halt' dich brav in der großen Stadt, mein Kind. Und was der Vater ist, da wer' ich versuchen, ihn wieder gut zu machen mit dir, und daß du hast durchaus nach Berlin wollen, mein Tochter. Und hier —" die Frau, die nur schwer ihrer Tränen Herr ward, fuhr durch den Schlitz ihres Wollrockes und holte einen abgeschabten Lederbeutel hervor — „hier ist noch ein Spargroschen, Marie, und der Vater braucht davon nischt zu wissen, und was die Geschwister sind, erst gar nischt."

Sie drückte dem Mädchen ein blankes Fünfmarkstück in die Hand.

„Ach, dank ooch, Mutter, dank ooch!" Und plötzlich verließ das junge Ding die Fassung, und es fing jämmerlich zu schluchzen an.

Die Mutter klopfte und streichelte an der Weinenden herum. „Nu laß man, Marie — laß man. Du wirst dir ja schon wohl fühlen und deine Schuldigkeit tun. Und schreib' bald. Und grüß auch die Auguste. 'Ne feine Stelle hat die ja wohl. Und nun geh', mein Tochter, geh'. Der Karl ist schon lange auf der Bahne mit dein' Korb."

„Komm doch mit, Mutter, bis auf'n Bahnhof. Bitte!"

Die Frau schüttelte den Kopf. „Nee, nee mein Kind. Wozu soll ich mirs Herz noch schwerer machen. Gott mit dir, Marie!"

Sie küßte die Tochter auf die Stirn und machte dann rasch Kehrt auf der zugigen Straße, ohne noch einmal umzuschauen.

Marie blickte ihr nach mit schwimmenden Augen. Dann nahm sie die Strohtasche zur Hand und schritt schnell die kurze Strecke bis zum Bahnhof hinunter. —

Nachdem Marie eine halbe Stunde in dem engen Wagenabteil gefahren war, versiegten ihre Tränen. Sie nahm das reichliche Vesperbrot, das die Mutter ihr eingepackt hatte, aus der Strohtasche und verzehrte es mit Appetit. Dann druselte sie ein bißchen, und im Halbschlaf kamen ihr all die Bilder wieder, die sie von Berlin geträumt hatte, und die noch viel schöner waren als alles, was die Auguste in ihren Briefen geschrieben hatte.

Da war die herrliche Wohnung draußen in einem der noblen Häuser des Westens, in denen sie Stellung suchen wollte, eine Wohnung, zu der statt der Treppe ein Fahrstuhl führte, in dem nicht nur die Menschen, sondern auch die Waren heraufgefahren wurden, so daß man sich mit nichts abzuplacken hatte. Da war das Telephon, mit dem man alles bestellen konnte, was für den Haushalt nötig war. Auch mit seinen Freundinnen konnte man sich, wie Auguste schrieb, prachtvoll durch das Telephon unterhalten und zum Ausgang verabreden. Wasser brauchte man nicht erst auf den Herd zu setzen, das war schon von allein warm, und zu feuern brauchte man überhaupt nicht, dafür war das Gas da, und statt der Oefen Röhren mit heißem Wasser durchs ganze Haus. Lampenputzen gab es auch nicht, denn überall war elektrisches Licht, wie auf dem großen Bahnhof, durch den sie eben fuhren. Und die Vergnügungen erst! Theater und Tanzvergnügen und Zirkus und feine Kneipen mit Bier und warm' Abendbrot! Herrgott, was das für ein Leben werden würde! Wie gut war Mutter, daß sie ihr trotz Vaters Widerstand dazu verholfen hatte!

Marie griff in die Tasche ihres Wollkleides und holte ihre Geldtasche hervor. Da sie gerade allein im Abteil saß, schüttete sie das Geld in die Hand und fing an zu zählen. Das blanke Fünfmarkstück von der Mutter, in Kleingeld ihr eigenes Erspartes und das Geschenk vom Großvater, alles zusammen zwanzig Mark und fünfundsechzig Pfennige!

Nachtquartier und Frühstück würden nicht mehr als sechzig Pfennig kosten; für heut abend hatte sie noch reichlich Essen in der Strohtasche, und morgen früh, ja, da mußte die Mietsfrau ihr dann gleich, wie Auguste versprochen, die schöne Stelle verschaffen. —

Es war zehn Uhr vorüber, als der Zug auf dem Bahnhof Friedrichstraße ankam. Marie verging Hören und Sehen vor dem Trubel und Geschrei, vor dem Drängen und Stoßen um sie her. Wie eingekeilt blieb sie mit ihrem schweren Korb auf dem Bahnsteig stehen und wußte nicht ein und nicht aus.

Alles, was die Auguste ihr geschrieben, daß sie die große Treppe hinunter und auf die Friedrichstraße hinausgehen sollte, die Straße und Hausnummer der Frau, ganz in der Nähe, bei der sie Unterkunft suchen sollte, hatte Marie vergessen.

Endlich stand sie, geschubst und gestoßen, mit ihrem Korb auf der Straße, sie wußte nicht wo. Ihr hübsches Gesicht war heiß und rot. Ihre Augen brannten, ihr blondes volles Haar wirrte sich ihr um den Kopf.

Da kam ein junger Mensch, der sie schon eine Weile beobachtet hatte, auf sie zu. Er starrte ihr ins Gesicht, ließ die Blicke über ihre Gestalt, den Reisekorb und die Strohtasche laufen und trat dann dicht an Marie heran. Höflich lüftete er den Hut und fragte, ob sie fremd hier sei und ob er ihr etwa behilflich sein könne.

Froh, jemanden gefunden zu haben, der sich ihrer annahm, erzählte Marie dem jungen, freundlichen Menschen stotternd und verlegen, daß sie ohne Obdach und ohne jede Bekanntschaft sei, da die Auguste in Stellung wäre und erst morgen nach ihr sehen könnte. Geld habe sie ja genug, aber wohin sie eigentlich solle, wisse sie nicht. So schrecklich laut und groß hätte sie sich Berlin nicht vorgestellt!

Der junge Mensch überlegte einen Augenblick, dann meinte er kurzhin, als ob es ganz selbstverständlich wäre: „Wir lassen Ihren Korb und Ihre Tasche in der Bahnhofsgarderobe einschließen. Nachtquartiere finden sich genug. Erst wollen wir 'mal ein Glas Bier trinken gehen. Sie müssen doch Berlin gleich von seiner glanzvollsten Seite kennen lernen. Sehen Sie 'mal da 'rüber, Fräulein. In den großen Bierpalast gehen wir. Da soll's Ihnen schon schmecken."

Marie war starr vor Glück und Staunen. Ob alle Menschen in dem großen Berlin so nett waren? Ob es die Auguste bei ihrer Ankunft auch so fein getroffen hatte? Oder hatte sie nur allein solch ein Glück? Was Vater sagen würde, wenn er das erführe! Vater, der von Berlin so schlecht sprach und ihr so böse war, daß sie durchaus hingewollt hatte!

Während sie so dachte und auf den neuen Bekannten wartete, hatte der junge Mensch ihren Korb — von der Tasche sich zu trennen, konnte sie sich nicht entschließen — fortgetragen. Jetzt kam er wieder und führte sie zu dem strahlend erleuchteten Bierhaus hinüber. Marie konnte sich vor Staunen und Entzücken nicht fassen. Welch eine Pracht! Und die vielen geputzten Menschen! Und wie gut es nach Essen roch!

Sie nahmen an einem kleinen Tischchen Platz. Der junge Mensch ließ sich die Speisenkarte geben und bestellte zweimal warmen Braten und zwei große Glas dunkles Bier. Es schmeckte schwer und süß. Was es kosten würde, darüber machte sich Marie keine Gedanken. Sie hatte ja Geld genug. Sie aßen und tranken. Das Bier war schnell ausgetrunken. Der Kellner hatte schon zwei neue Gläser gebracht. Marie wurde es furchtbar heiß in ihrem dicken Kleide. Die andern jungen Mädchen und Frauen hatten es gut in ihren leichten hellen Blusen! Gleich morgen wollte sie mit Auguste gehen, sich eine kaufen. Sie hatte ja Geld genug. Vergnügt erzählte sie dem jungen netten Menschen, der den ganzen Abend so spaßhaft in sie hineinredete, von ihrem großen Plan.

„Sie müssen ja ein kleiner Krösus sein, Fräulein!" meinte er lachend.

Marie fragte, was ein Krösus wäre.

„Ein sehr, sehr reicher Mann!"

Das Mädchen lachte laut auf. Nee, was er sich bloß dächte! Ein armes Luder sei sie, das in Dienst wolle. Aber zwanzig Mark und mehr hätte sie als Spargroschen von Hause mitgebracht.

Er fragte sie, ob sie's auch sicher verwahre. In

grotesken Tanze und endet in einem Kampfe mit den Genien des Frühlings, die zum Schlusse die bösen Geister des Winters in die Flucht treiben und als Sieger zurückbleiben. In China zieht mit dem Erwachen des Lenzes der Gouverneur in festlich geschmückter Sänfte inmitten eines prunkvollen Gefolges und begleitet von zahllosen Bannerträgern vor das östliche Tor seiner Stadt, um hier den Frühling zu bewillkommnen. Eine Schar prachtvoll gekleideter Musikanten erwartet bereits den Gouverneur. Der Lenz selbst erscheint hier in seltsamer Form: ein Büffel aus Terracotta ist das Sinnbild des Frühlings. Er steht auf einem niedrigen Karren, und sein Gefolge sind phantastisch geschmückte kleine Chinesen, die springend und tanzend das tönerne Ungetüm auf seiner Fahrt zum Yamen des Gouverneurs begleiten. Durch zahllose Triumphbogen von Blumen, Seidenpapier und bunten Fähnchen zieht die Prozession in der Stadt umher. Dann hält der Gouverneur eine Ansprache, ergreift zum Schlusse eine Peitsche und gibt dem Büffel drei kurze Hiebe. Das ist das Zeichen; sofort stürzt sich das Volk auf das tönerne Tier und schlägt es in Stücke. Unter den Trümmern erscheinen plötzlich tausende von winzigen Büffelfiguren aus Terracotta, die in dem Leibe des zerschlagenen Tieres verborgen waren. Im wilden Durcheinander kämpfen alle um eine dieser kleinen Figuren und jeder, der seinen kleinen Büffel erobert hat, begrüßt mit Jubelrufen den Frühling und zieht zufrieden mit seinem Schatze heimwärts. In Japan, dem Lande der Kirschblüte, ist das Frühlingsfest der größte Feiertag des Jahres, der mit Ungeduld erwartet wird. Wenn dann endlich der Frühling die Kirschbäume mit einer duftigen Wolke zarter, weißer Blüten geschmückt hat, dann zieht das Volk hinaus vor die Stadt und unter den Kirschbäumen knien alle nieder und danken der Gottheit, daß die Nöten des Winters vorüber sind und daß die Kirschen wieder blühen.

** Roosevelt im Jägerparadies.

Eine Schilderung, die das Herz jeden Waidmannes höher schlagen läßt, gibt Roosevelt von dem Wildreichtum, der ihn und seine Genossen an den Ufern des Guasso Nyero, nahe an der Grenze von Deutsch-Ostafrika, überraschte. Nachdem er in anstrengenden Nachtmärschen eine jener wasserleeren Einöden durchquert hatte, die von den Eingeborenen kurzweg „Durst" genannt werden, kam die Expedition in ein wahres Jägerparadies. Am Morgen erlegte Roosevelts Sohn Kermit den größten Löwen, der auf dem Jagdzug bisher zur Strecke gebracht wurde. Roosevelt selbst konnte, so erzählt er im Daily Telegraph, einige prachtvolle Exemplare seltener Antilopenarten seiner Trophäensammlung einverleiben, und als sie später von neuem den Lagerplatz verließen, um nach Wild Ausschau zu halten, war der Reichtum so groß, daß die Wahl schwer fiel. „Wir kamen an Zebras und an Riedantilopen vorüber; aber es reizte uns nicht, auf sie zu schießen. Ueberall war Wild zu sehen. Bis zum Mittag sahen wir drei Nashörner, einen Büffel, eine Büffelkuh und ein großes Büffelkalb. Wir beobachteten sie genau durch die Gläser; dann aber wurde unsere Aufmerksamkeit durch eine Hyäne abgelenkt. Ich schoß bei einer Entfernung von 300 Yards, aber ich fehlte. Kurz darauf sahen wir ein zweites Nashorn, aber als wir näher kamen, zeigte es sich, daß es noch nicht ganz ausgewachsen war; deshalb wollten wir nicht schießen. Im selben Augenblick erschien auf der anderen Seite eine Hyäne. Wir wollten zwar einen Angriff des Nashorns vermeiden, aber ich kniete doch nieder und schoß. Zwei Träger schleppten die erlegte Hyäne herbei. „Während wir die Beute betrachteten, mußte ich unwillkürlich lachen, denn wir waren in diesem Augenblick von einem ganzen Kreise neugieriger oder verblüffter afrikanischer Tiere umringt, die uns voll Interesse anstarrten. Wir befanden uns auf einer großen Ebene. Ueber uns kreisten Geier. Das Nashorn, das kaum 700 Meter entfernt war, starrte unausgesetzt zu uns herüber. Noch näher standen Antilopen. Einige Gruppen lagerten, alle aber blickten auf uns. Aber die Jäger haben höheren Ehrgeiz, sie wollen ihr Waidmannsglück an Löwen erproben. Vorüber an Herden von Antilopen zieht die Schar weiter; es dauert nicht lange und man stößt auf eine mächtige, große Löwin, die dann auch Roosevelt mit einem wohlgezielten Schusse zur Strecke bringt.

Billige Telegraphie.

Unter dem Namen „Telepostgesellschaft von Amerika" hat sich in Boston mit einem Kapital von rund 50 Millionen Mark eine Gesellschaft gebildet, die mit Hilfe eines neu erfundenen Telegraphiesystems den Telegrammverkehr in ganz Amerika außerordentlich verbilligen wird. Der Staat hat der neuen Gesellschaft bereits die Genehmigung zur Aufnahme des Wettkampfes mit den alten Telegraphenkompagnien erteilt. Die „Telepostgesellschaft" stützt sich auf eine neue Erfindung des Ingenieurs Patrick B. Delaney, dessen Patente bereits erworben sind. Das System benutzt nur einen Draht und ist imstande, in der Minute tausend Worte zu telegraphieren, womit sie die Leistungsfähigkeit der anderen Telegraphengesellschaften bei weitem übertrifft, die mit 65 Drähten nicht mehr leisten können, als der eine Draht des Delaneyschen Systems. Die Telegramme werden dadurch sehr verbilligt: für 50 Worte will die Gesellschaft nur 25 Cent berechnen.



Taschi Lama, der zukünftige Dalay Lama

Zur Vertreibung des Dalai Lama.

Die vor einigen Tagen gemeldete Vertreibung des in Lhasa residierenden buddhistischen Oberhauptes, des Dalai Lama, hat die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf das, von allen asiatischen Ländern wohl bisher wenig bekannte Tibet gelenkt. Die Chinesen scheinen der Loyalität des weltlichen und geistlichen Beherrschers Tibets schon seit längerer Zeit kein Vertrauen mehr entgegengebracht zu haben. Sie sind schon darum offenbar entschlossen, der Herrschaft des Dalai Lama ein für allemal ein Ende zu bereiten, und die bisher nur dem Namen nach bestehende Souveränität Chinas in Tibet zu einer tatsächlichen zu gestalten. Ein solches Unternehmen scheint umsomehr Erfolg zu versprechen, als die Pekinger Regierung sich in den vor ihr ergriffenen Maßnahmen und zwar der militärischen, der vollen Zustimmung von seiten Englands mit dem vorher eine Verständigung erzielt worden zu sein scheint, erfreuen darf. Unser heutiges Bild zeigt den bisherigen Dalai Lama, sowie den zu seinem Nachfolger ernannten bisherigen Tashi Lama, der mehr chinesenfreundlich gesinnt sein soll.

* Wie man widerspenstige Chauffeure bändigt.

Die Pariser führen bittere Klagen über die Unliebenswürdigkeit der Automobilkutscher, die ihre Fahrgäste mit einer etwa allzu selbstbewußten Selbstherrlichkeit tyrannisieren. Oft werden Fahrten in abgelegenere Quartiere kurz und grob abgelehnt; der Bürger mag sehen, wie er hinkommt. Ein wirksames Abwehrmittel gegen diesen Notstand, über den nicht nur französische Großstädte zu klagen haben, verrät der Figaro seinen Lesern. Es war noch zur Zeit der Alleinherrschaft der Pferdedroschken, als die Not Mr. de Villemessant, den Begründer des Figaros, erfinderisch machte. Er wohnte damas in Auteuil und wenn er um Mitternacht das Theater verließ, mußte er es oft erleben, daß widerspenstige Rosselenker durch keine Drohungen und kein Flehen zur Fahrt nach dem damals noch abgelegenen Vorort zu bewegen vermochten. Da entschloß er sich zu einer anderen Taktik. Fortan trat er rasch auf den Kutscher zu und mit kurzem, befehlshaberischem Tone gebot er: „Zum Polizeirevier Auteuil, aber etwas lebhaft. Der Kutscher ahnte einen hohen Polizeibeamten und ohne Widerrede setzte er eilig sein Roß in Trab. Erstaunt sah er dann, wie sein Fahrgast am Polizeirevier vorbeiging und gemächtlich zu Fuß nach Hause schlenderte: aber Herr von Villemessant kam so wenigstens glücklich nach Auteuil . . .

Frankreichs Reichtum.

Aus Paris wird berichtet: In der letzten Sitzung, der Akademie der Wissenschaften gab Bertillon eine interessante statistische Uebersicht über den Wohlstand Frankreichs und über die Art, wie der Besitz sich auf die Bevölkerungsschichten verteilt. Bertillon führte aus, daß unter vier Franzosen stets drei im Alter von 50 Jahren über eigenen Besitz verfügen. Durchschnittlich besitzt jeder Franzose, der über dem 40. Jahre steht, ein Eigentum von 9280 Mk. Ehepaare das Doppelte. Darin wird Frankreich nur von England und Holland übertroffen, wo der Durchschnitt des Besitzes 16 800 bezw. 13 800 Mk. pro Kopf beträgt. Italien und Spanien liefern bei derselben statistischen Beurteilung auffällig geringe Zahlen, 1200 Mk. bezw. 3120 Mk. Aber die günstige Stellung Frankreichs ist in bedenklicher Weise gefährdet: die Ausführungen Bertillons zeigen, daß der Wohlstand Frankreichs seit dem Jahre 1895 nicht mehr zugenommen hat. Der Reichtum steht still, während er in anderen Ländern, insbesondere in den ärmeren, wie in Oesterreich und Rumänien, außerordentlich schnell zunimmt. Dagegen steht Frankreich in der Gleichmäßigkeit der Besitzverteilung an der Spitze aller Länder. Von je tausend Franzosen, die sterben, hinterlassen nicht weniger als 364 ein Eigentum von über 2000 Mk. Wert, während für die reicheren Länder Holland und England die Statistik nur 218 und 186 von 1000 angibt. Nur im Elsaß ist die Besitzverteilung noch gleichmäßiger wie in Frankreich, denn hier hinterlassen von tausend Sterbenden 399 Erbschaften von über 2000 Mark.

Berlin mußte man sehr vorsichtig sein, so viel schlechte Menschen gäbe es.

Sie zeigte ihm das flache Geldtäschchen mit ihren Schätzen und ließ es wieder in die Tasche ihres Kleides gleiten.

Nach und nach fing Marie an, furchtbar müde zu werden. Der Abschied von zu Haus, die Reise, das schwere Bier machten ihre Wirkung geltend. Die Augen fielen ihr zu; sie hatte Mühe, ihrem Begleiter, der sich dicht neben sie gesetzt hatte, ordentlich Rede und Antwort zu stehen.

Sie mochte wirklich einen Augenblick fest eingeschlafen sein. Ganz verwirrt schlug sie die schweren Augenlider auf. Wo war sie nur? Das war doch nicht ihre kleine Kammer zu Haus neben dem Bodenverschlag? Nach und nach ermunterte sie sich. Sie war ja in Berlin, in einem großen, prachtvollen Bierpalast — ein junger Mensch hatte sie dort hingeführt — sie rieb die Augen — der Platz an ihrer Seite war leer! Marie sah sich um. Nur wenig Menschen noch saßen an vereinzelten Tischen.

Ein Kellner, der gleichfalls schlafend in der Nähe gesessen hatte, ermunterte sich und trat auf Marie zu. Es war derselbe, der den Braten und das Bier serviert hatte.

„Na Fräulein, nu zahlen Sie man. Ihnen fallen ja die Augen zu."

Marie sah den Kellner verständnislos an. Der schrieb auf ein abgerissenes Blatt Papier: 2 mal Braten 2 ℳ, 5 Bier 3,50 ℳ, 1 Korn und 2 Postkarten, zusammen 3 ℳ 70 Pf. „Rücken Sie vier Märker raus, Fräuleinchen und dann gehen Sie schlafen. Der junge Mensch hat sich schon lange gedrückt."

Marie schwindelte es. Es schwirrte ihr vor den Ohren. Hatte sie denn recht gehört? Der junge Mensch verschwunden, und sie sollte die ganze Zeche allein bezahlen?

Der Kellner wurde ungeduldig. „Immer raus mit die Musikanten, Fräuleinchen!"

Marie griff in die Tasche, ihr Geldtäschchen hervorzuholen. Die Tränen schossen ihr dabei in die Augen. Fast das ganze gute Geld, das Mutter für sie zusammengespart hatte, am ersten Abend fort, und zum größeren Teil für einen wildfremden Menschen!

Plötzlich wurde sie schreckensbleich. Hastig, tastend und suchend fuhr ihre Hand in der Tasche hin und her. Das Geldtäschchen war fort! Sie fing bitterlich zu weinen an. Die noch Umsitzenden drehten sich um und lachten.

Hinter ihr, vor einem leeren Tisch, hockte eine kräftige Frau am Boden, und wischte eine große Bierlache auf. Als sie das Mädchen weinen und die anderen lachen sah, erhob sie sich schwerfällig und trat an den Tisch. Das Mädchen konnte vor Schluchzen keine Worte finden. Der Kellner erzählte, was er wußte, und das war genug für die gutherzige Frau. Sie zahlte die Zeche und klopfte Marie auf die Schulter: „Kommen Sie mit mir mit, Kleine. Sie können heut nacht mit in meine Kammer schlafen, morgen findet sich das übrige. Durch Schaden wird man klug. Kein zweites Mal wer'n Sie ja wohl so'm Berliner Lausejungen auf'n Leim jehn. Wo haben Sie denn Ihren Korb?"

Marie erzählte unter stoßendem Schluchzen. Die Aufwaschfrau pfiff durch die Zähne. Dunnerlittchen! Die war an einen Gebildeten gekommen! Na, am Ende die Geschichte mit dem Korb konnte die Polizei allenfalls wieder in Ordnung bringen!

Im Hinterhaus des großen Bierpalastes hatte Frau Knorke, die Aufwaschfrau, ihre kleine Kammer. Sie teilte die Bettstücke mit der armen Marie und machte sich selbst ein Lager auf zwei Stühlen zurecht. Das dumme kleine Ding sollte wenigstens ordentlich schlafen, nach allem Kummer. —

Am nächsten Morgen mußte Marie beichten mit allem Drum und Dran. Frau Knorke wiegte bedächtig den großen Kopf. „Sei'n Sie froh, Kindchen, daß der Bengel Sie um nichts Besseres betrogen hat, als um Ihr Geld. Den Korb wird die hohe Polizei ja wohl wieder schaffen, vielleicht steht er auch noch drüben. Aber was nun?"

„Nach Hause will ich wieder," meinte Marie.

Frau Knorke schüttelte energisch den Kopf. „Das gibt's nich, nee! Was man angefangen hat, soll man auch durchführen. Die zwanzig Mark arbeiten Sie schon wieder ein. Einstweilen geb' ich Ihnen Vorschuß fürs Notwendigste. Aber die Späne mit'n seinen Westen und Fahrstuhl und warm Wasser und elektrisch, die verkneifen Sie sich man. Erst lernen Sie man ordentlich was, vor allem arbeiten und die Augen aufmachen, dann können wir weiter reden. Zu der Mietsfrau, die Ihnen auch bloß 's Geld abnimmt, brauchen Sie nicht erst zu laufen. Ich weiß 'ne jute Stelle für Sie in 'nen Grünkramkeller am Schiffbauerdamm. Die Frau hat drei Jören und den janzen Tag im Jeschäft zu tun. Die will sich schon längst 'ne Hilfe leisten. Freie Wohnung und Kost, und zehn Mark Taschengeld, und anständige Leute. Besser können Sie's jarnicht treffen!"

Marie seufzte gepreßt. Wie anders war das alles, als sie's geträumt!

Ist die Lehrzeit im Grünkramkeller auch nicht leicht gewesen, hat sie auch alle Illusionen zertrümmert, mit denen Marie nach Berlin gekommen war, so ging doch durch die trübsten Stunden ein helles Licht: das tröstende Bewußtsein, daß die erste Nacht in Berlin sie nicht mehr gekostet, als den ersetzbaren Verlust des bescheidenen Hab und Gut, das sie aus der Heimat mitgebracht hatte.

Nervösität und Schlaf.

Die stetig wachsende Unruhe, welche in und um den heute lebenden Menschen wogt, teils bedingt durch die enorme Entwicklung der Verkehrsmittel, teils durch die hohe Anspannung aller Kräfte im Konkurrenzkampf, hat das Wort „nervös", das vor wenigen Jahrzehnten allein das kokette Beiwort weniger in Wohlhabenheit und Nichtstun dahinlebenden Frauen war, auf den größten Teil aller Menschen, besonders auch die Männer, und leider in ernster Weise, ausgedehnt. Eine Geschwindigkeit, die vor 20 Jahren angestaunt wurde, gilt heute als langsam und längst überwunden, die Straßen aller großen und mittleren Städte werden durchsaust von elektrischen Bahnen mit lärmendem Geräusch, 80 Kilometer Fahrzeit die Stunde für die Eisenbahn genügt nicht mehr, und so ist Unruhe und Hasten an allen Orten sowie in allen Geschäften und Unternehmungen, wo noch unsere Väter in ruhiger Behaglichkeit leben konnten. Daß bei solchem Anreiz und solcher fortwährenden Anspannung des Nervensystems dieses allmählich nachläßt, und nach und nach versagt, ist wahrlich kein Wunder. Dagegen können natürlich nicht wenige Wochen im Sommer, der Erholung gewidmet, als ein Ersatz gelten und den gewünschten Ausgleich bringen, abgesehen davon, daß es nur einer verschwindend kleinen Zahl Menschen möglich ist, eine solche Erholung sich zu gönnen. Es muß daher jeder darauf bedacht sein, die Schäden eines solchen aufregenden Tageslebens möglichst sofort wieder bei sich zu beseitigen; da das allein durch ein entsprechendes Ausruhen geschehen kann, so wird es eine Notwendigkeit, besonders für die Bewohner der Großstadt, den Schlaf, für den einst ein physiologisches Bedürfnis von sieben Stunden angenommen wurde, auf acht bis neun innerhalb 24 Stunden zu erhöhen und bei besonders reizbaren Persönlichkeiten selbst über diese Zeit hinauszugehen. Wer gesund und arbeitskräftig bleiben und sich nicht vor der Zeit aufreiben will, wird dieser Forderung unter allen Umständen nachkommen müssen, und zu keiner Zeit ist weniger als in der gegenwärtigen der Hinweis angebracht, daß bedeutende Männer nur einer Schlafenszeit von wenigen Stunden bedurft haben. Abgesehen davon, daß diese Ausnahmen niemals einen bestehenden Wert hatten, so ist ihnen heute noch weniger Bedeutung beizumessen, und manchen vergeblichen Gang zum Arzt, manche erfolglose Kur wird der ersparen, der durch die Vermehrung seines Schlafes für Erhaltung seiner Gesundheit sorgt!

Dr. M.

„Ich fürchte, er ist es nicht mehr," sagte er und machte sich stark; denn die Tränen wollten hochkommen.

*

Zwei Jahre später.

Ein glänzender Hochzeitszug schreitet durch die reichgeschmückte Kirche. Die Damen in prächtigen Seiden- und Brokatroben, funkelnd von Diamanten und anderen echten Steinen, die Herren in Frack und Uniform, geschmückt im Glanz all ihrer Ordenssterne.

Paul Sernow führt die einzige Tochter des steinreichen Wolf an den Altar.

Im Mittelschiff der Kirche sitzen die Zuschauer, eng gedrängt, Kopf an Kopf, und halblaut wird die Unterhaltung geführt.

„Ja, der ist jetzt schöne 'raus," sagte eine dicke Dame, „der hat nu genug für dies Leben, zwei Millionen kriegt sie ja mit."

Allgemeines Erstaunen und Kopfschütteln der Bewunderung.

„Aber der hat's auch verstanden. Der ist ein ganz Schlauer! Früher, ach du meine Jüte, da hätten Sie mal sehen sollen, — — das reine Elend, sage ich Ihnen! Ich kannte ja seine ganze Familie, — kaum satt zu essen hatten sie!"

Dann meinte eine andere:

„Er stand doch mal sehr an der Kippe, nicht wahr?"

Die dicke Dame nickte, als wisse sie alles: „So was vergißt man schnell," lächelte sie boshaft.

In diesem Augenblick kam das Brautpaar vorüber. Alles schwieg und staunte das Paar an.

Und ganz drüben in der Ecke, ungesehen von allen anderen, saß ein alterndes Mädchen und drückte das Tuch ans Gesicht.

„Aber Frieda, nimm dich doch zusammen," sagte ihr Bruder, der hinter ihr stand.

„Ach, Louis," flüsterte sie, „ich habe ihn ja so geliebt."

Da ertönte laut des Predigers Stimme und ebenso laut sprach der junge Bräutigam sein „Ja".

Ganz hinten aber saßen die Geschwister und blickten durch tränenumflorte Augen auf all den Pomp und Glanz, der sie nun auf immer von dem Freunde trennte.

Denkspruch.

Der dient und liebt Gott mehr, der seinen Willen bricht,
Als der ein großes Werk nach seinem Sinn verricht't.

Terstegen.



Lieblingstiere englischer Aristokratinnen. Die Glanztage der kostbaren kleinen Schoßhunde und der langhaarigen Angorakatzen gehen in England ihrem Ende entgegen: die führenden Damen der englischen Aristokratie halten Ausschau nach origineller en Objekten, die sie zu Lieblingen erheben können. Die seltsamsten Steckenpferde treten da zutage. Die Herzogin von Marlborough hat eine besondere Vorliebe für Schlangen; in ihrem Parke in Blenham verbringt sie auch täglich Stunden mit ihren anmutigen Gazellen, die ihre Schüchternheit vor der Herrin vergessen. Aber die Gazellen sind nicht die einzigen Bewohner des Parkes; in dem Schatten der Bäume, am Rande der Seen tauchen die grotesken Gestalten von Pelikanen auf. Lady Warwick, die berühmte Sozialistin, hat eine besondere Vorliebe für weiße Tiere: Elefanten, weiße Pfauhähne und alle Arten weißer Vögel; ihr besonderer Stolz ist ein prachtvoller alter Papagei, der bereits auf hundert Lebensjahre zurückblicken kann. Berühmt ist die Schlangensammlung der Lady Cadogan; die Besitzerin erfreut sich daran, ihre Lieblinge gewissermaßen als Schmuck „anzulegen", und läßt sich oft mit ihnen zusammen photographieren. Lady Cadogan scheint überhaupt eine besondere Vorliebe für Reptilien zu haben, denn zu ihren Lieblingstieren zählen auch zwei Eidechsen, die die Namen Peter und Angele tragen. Lady Cattenham pflegt mit liebender Sorgfalt ihre Murmeltiere, während Lady Churchill glücklich ist, wenn sie ihr junges Krokodil in ihrer Nähe weiß. Ein Affe aus Senegal ist der Liebling von Lady Hope; Mrs. Rose Hobbard sammelt Gänse, und Miß Rosa Boughton hängt mit zärtlicher Liebe an ihrer Hyäne, die sie sich aus Konstantinopel mitgebracht hat. — England ist eben nicht umsonst das Land des „Spleens"!



Das Brautkleid als Altarschmuck. Aus London wird berichtet: Nach langer, geduldiger Arbeit haben die Nonnen des kleinen St. Katherinenklosters von Bloomsbury unlängst einen prachtvollen Altarschmuck fertiggestellt, der eine eigenartige Vorgeschichte hat. Es handelt sich um eine kostbar gestickte Altarverkleidung, die aus einem weißseidenen Brautgewand gearbeitet worden ist. Die Braut wurde das Opfer eines herben Schicksals; noch auf der Hochzeitsreise verlor sie den geliebten Mann, und zum Andenken an ihn hat sie ihr Brautkleid in die Altarverkleidung umwandeln lassen. Die Stickerei hat acht Fuß Länge bei vier Fuß Breite und zeigt in drei Feldern mit höchster Kunst gestickte Figuren. Zur Linken sieht man den frühverstorbenen Gatten der Spenderin, den Colonel Noyes in mittelalterlicher Ritterrüstung. Er kniet vor der Jungfrau mit dem Christuskinde, die das Mittelfeld einnimmt. Zu seinen Füßen liegt sein Schild, und mit beiden Händen reicht er der Jungfrau sein Schwert. Auf dem dritten Felde der Altarverkleidung gewahrt man das Bildnis Johannes des Täufers, des Schutzpatrons der Kirche, der die junge Witwe den Altarschmuck gestiftet hat. Vier der geschicktesten Stickerinnen unter den Nonnen haben an diesem Meisterwerk der Stickkunst anderthalb Jahre lang unablässig gearbeitet.

Humor.

Befähigungsnachweis. Chef: „Also wir brauchen einen Herrn für unser Auskunftsbureau, aber er muß imstande sein, auf alle Arten von Fragen zu antworten, ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen."

Bewerber: „O, dann bin ich der richtige Mann, ich bin Vater von acht Kindern."

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Nur ein Mädchen.

Eine einfache Erzählung aus dem Leben. Von B. v. Winterfeld.

(Nachdruck verboten.)

„Nur ein Mädchen!" — klang es durch die weiten Gänge, durch die hohen Zimmer, durch das Erdgeschoß des Schlosses und bald auch durch den Hof, die Ställe, durch die Häuser des Dorfes.

„Nur ein Mädchen!" flüsterten die Dienstboten. — „Nur ein Mädchen!" rief fast zornig die alte Gräfin. „Nur ein Mädchen!" seufzte bitter enttäuscht der gräfliche Vater, stützte das Haupt in die Hand und dachte, was nun werden würde. Er war fast sechzig Jahre alt. In erster Ehe kinderlos geblieben, heiratete er in vorgerückten Jahren noch einmal, um den Namen seiner Väter fortzupflanzen, um den alten Besitz der Familie zu erhalten. Mit Spannung und Freude hatte er dem Tage entgegengesehen, der ihm den Stammhalter in die Arme legen sollte. Er hatte seltsamerweise nie gezweifelt, daß es ein Junge sein würde.

Und nun war es doch nur ein Mädchen! — Der Besitz würde an den einzigen Sohn eines entfernten Vetters fallen, und mit dem würde der Name erlöschen; denn er hatte gehört, daß der Knabe körperlich gebrechlich und geistig schwach und unnormal sei. — Da gab es also keine Aussicht, den uralten Namen der Nachwelt zu erhalten, und der große, schöne Besitz würde in kurzer Zeit an die Krone zurückfallen. — Bleich und abgespannt saß der Graf an seinem Schreibtisch. Vor ihm stand ein Lederetui, das er mechanisch öffnete. Ein prachtvoller Diamantstern funkelte ihm daraus entgegen. Er hatte den Schmuck für seine junge Frau gekauft, um ihn ihr in die Wiege des Sohnes zu legen; und nun? — Er schloß das Etui und barg es in einem Schubfach seines Schreibtisches.

* * *

Bleich und still lag die junge Mutter. Sie hatte sich ihr Töchterchen reichen lassen und drückte das kleine, schwächliche Wesen zärtlich an ihre Brust.

„Du bist nur ein Mädchen," flüsterte sie innig, „aber deine Mutter hat dich ebenso lieb, als wenn du ein Junge wärest" — und ihre blassen Lippen küßten leise das schlafende Kind.

Die tiefe Enttäuschung ihres Gatten, ihrer Schwiegermutter, die Bestürzung der um sie beschäftigten Frauen war ihr nicht entgangen, als es hieß: „Ein Mädchen!" Ja, sie selber war beinahe erschrocken, da sie wußte, wieviel davon abhing, welchen Geschlechts ihr Kind war. — Aber nun war es doch einmal da, das kleine, liebe Mädchen, dem ihr ganzes Mutterherz in Zärtlichkeit und Liebe entgegenschlug.

* * *

An des Grafen Tür wurde gepocht.

„Die junge Frau Gräfin lassen den Herrn Grafen für einen Augenblick bitten," sagte die Pflegerin und fügte nach einer Pause leise hinzu: „Frau Gräfin scheinen sehr schwach zu sein." — Der Angeredete fuhr aus seinen unfrohen Gedanken auf — wie hatte er über seiner Enttäuschung nur so ganz die Sorge um sein junges Weib, die Mutter seines Kindes, vergessen können! Er empfand Gewissensbisse. — Als er an ihr Bett trat und ihre schmale Hand ergriff, die sie ihm mit mattem Lächeln entgegenstreckte, fühlte er, daß sie eiskalt war, und die großen, dunklen Augen blickten so glänzend aus dem schmalen, weißen Gesicht.

Er beugte sich zu ihr und küßte ihre Stirn. Sie hielt seine Hand noch fest: „Eberhard, Lieber, ich bin so betrübt um deinetwillen, daß es kein Junge ist, aber es kann doch nichts dafür; — ich bitte dich, habe es trotzdem lieb, daß es nur ein kleines Mädchen ist — habe es lieb, wenn ich vielleicht nicht mehr da bin."

„Aber Lina, Kind, sprich doch nicht so, du wirst ja bald wieder frisch und gesund sein" — wehrte er — doch mit lähmender Gewißheit sah er, daß sein junges, schönes, noch fast kindliches Weib sich bereits anschickte, die große ernste Reise anzutreten, von der niemand zurückkehrt.

* * *

Nach wenigen Tagen wurde unter den uralten Linden, die das Erbbegräbnis der gräflichen Familie beschatteten, die junge Schloßfrau mit großem Gepränge beigesetzt.

Als der Graf vor Jahresfrist die zweite Ehe schloß, hatten die Leute kopfschüttelnd gemeint, „die wird ihn ja ein halbes Menschenalter überleben bei dem Unterschied an Jahren" — aber an diesen Ausgang hatte damals niemand gedacht.

Als alles vorüber und man in das Schloß zurückgekehrt war, trat der Graf in das Zimmer seines Kindes. Er beugte sich über die schlummernde Kleine und hob behutsam das weiße Bündelchen aus der Wiege. Er drückte es an sich, und ein klarer Tropfen fiel aus den alternden Augen auf das winzige Gesicht.

„Ich will dich liebhaben, kleine Lina, wie mich deine Mutter hat, auch wenn du nur ein Mädchen bist" — und der alte Mann schritt lange auf und ab — während die kleine unwillkommene Tochter süß und ahnungslos in ihres Vaters Armen schlummerte, dessen

graues Haar in wenigen Tagen schneeweiß geworden war.

* * *

„Lies diesen Brief, Gerta," sagte der Baron von Waldenstein zu seiner Frau, nachdem er das Schreiben mit dem Trauerrand durchflogen. Sie nahm es ihm aus der Hand.

„Nur ein Mädchen! — und die junge Frau tot! — wie schrecklich!"

„Nun ist Heino der Erbe," sagte der Baron.

„Was nützt es ihm?" klang die bittere Erwiderung seiner Frau, „er wird ja doch nie etwas davon haben können."

Der Baron seufzte. „Ich werde an Waldenstein schreiben und ihm unsere Teilnahme an seinem großen Verlust aussprechen."

Und dann verließ er das Zimmer. Die Baronin blieb allein zurück. Ihre Züge trugen einen finsteren Ausdruck.

„O," dachte die stolze Frau, „warum konnte mein Sohn, jetzt der Erbe dieser großen Besitzung, der Erbe des gräflichen Titels, nicht ein frischer, gesunder Junge sein, wie es deren so viele gibt; ein Junge, wie manche arme Arbeiterfrau deren ein halbes Dutzend besitzt! Warum, o warum mußte gerade mein einziges Kind ein körperlich und geistig schwaches, zurückgebliebenes Wesen sein, dessen man sich fast schämen muß!"

Sie dachte daran, wie das kleine, gebrechliche Geschöpf von der ersten Lebensstunde an ein Gegenstand der Sorge gewesen, wie oft schon der schwache Lebensfunke am Erlöschen war, wenn immer wiederkehrende Krämpfe den zarten Körper auf das äußerste erschöpften.

* * *

Jetzt zählte der Knabe vier Jahre. Sein Gesicht war blaß und trug einen alten Ausdruck. Die großen Augen blickten scheu, sein ganzes Wesen drückte Aengstlichkeit aus. Man hatte seinen Körper gepflegt, aber dem kleinen Herzen wenig Wärme und Liebe gezeigt, und etwas Freudloses hatte dieser blasse Knabe, wie es sonst Kindern fernliegt. Seine schwachen dünnen Beinchen erschwerten ihm das Gehen. An Laufen, Springen, Klettern war für ihn nicht zu denken. Wenn er sprach, brachte er nur mühsam undeutliche Worte hervor. — Und dies Kind war der Erbe von Waldstein!

* * *

Sieben Jahre waren vergangen. Der Graf saß auf der Terrasse vor dem Schloß. In den alten Linden des Parkes rauschte der Sommerwind, und auf dem Rasen flatterte die kleine Lina gleich einem Schmetterling hin und her. Das weiße Kleid und die blonden Locken flogen und schimmerten im Sonnenschein, wenn sie jauchzend den Ball emporwarf, um ihn wieder mit den emporgehaltenen Händchen aufzufangen. Die Blicke des Grafen folgten den behenden Bewegungen seines Lieblings, und seine grauen Augen leuchteten dabei. Sie war sein Sonnenschein, sein alles geworden — obwohl sie nur ein Mädchen war.

„Mutter," wandte er sich an die Greisin, die ihm mit einer Handarbeit gegenübersaß, „ich habe vor einigen Tagen an Waldenstein geschrieben und sie gebeten, mir einmal ihren Sohn zu bringen oder zu schicken."

„O, Eberhard, diesen geistesschwachen halben Idioten! Wozu talest du das?"

„Ich möchte den künftigen Besitzer von Waldstein sehen, mag er nun sein, wie er will," lautete die Antwort; „und hier, Mutter, ist der Brief, der mir sagt, daß Heino übermorgen mit seinem Hofmeister für eine Woche, wenn ich ihn so lange behalten wollte, kommen wird."

Die alte Dame seufzte. Sie konnte es nicht verwinden, daß Waldstein in den Besitz der Seitenlinie übergehen würde, und dazu an einen Erben, wie Heino war.

* * *

Nach zwei Tagen rollte der Wagen mit dem Erwarteten in den Schloßhof. Mitleidig sah der Hausherr die schmächtige, überschlanke Gestalt, die müden Bewegungen, den alten Ausdruck in dem blassen, kleinen Gesicht, aus dem die tiefliegenden dunklen Augen so traurig blicken. Ein steifer, ernster Hofmeister begleitete den Knaben. Freundlich bewillkommnete der Graf seinen jungen Neffen und wandte sich an Lina, die er an der Hand hielt: „Sieh, Töchterchen, dies ist dein Vetter und jetzt unser lieber Gast, den mußt du immer recht schön unterhalten und ihm Freude machen, solange er bei uns ist."

Sie reichte ihm schüchtern die kleine Hand, und er sah sie einen Augenblick verwundert an, ohne etwas zu sagen.

Während des Mittagessens suchte der Schloßherr den Knaben öfters in das Gespräch zu ziehen, fragte nach seiner Heimat, seinen Eltern, seinen Beschäftigungen; aber nur mit größter Mühe und halb stotternd brachte der Kleine schüchtern einige Antworten hervor, und unter den beständig streng auf ihn gerichteten Augen des Hofmeisters wagte er kaum, die gereichten Speisen zu berühren. Hin und wieder erschütterte ein trockener Husten die schmale Brust, den er vergebens zu unterdrücken sich bemühte.

„Du scheinst wenig Appetit von der Reise mitgebracht zu haben," meinte die alte Gräfin, „und doch wäre gerade für dich eine sehr kräftige Ernährung notwendig." Der traurige Blick aus den großen Kinderaugen ließ sie verstummen. Sie ahnte nicht, daß Heino, ehe man sich in den Speisesaal begab, aus einem Nebenzimmer ihre Bemerkung gehört hatte — „diese Jammergestalt!" — Das Wort hatte ihm alle Eßlust genommen.

„Nun zeige deinem Vetter dein kleines Reich," sagte nach aufgehobener Tafel der Graf zu Lina. — „Ich denke, wir überlassen die Kinder etwas sich selbst," wandte er sich dann an den Präzeptor.

„Wie der Herr Graf befehlen," erwiderte dieser steif, und Lina führte Heino auf die sonnige Terrasse.

„Ich will nur meinen Hut holen, warte auf mich dort unter der Linde, da steht eine Bank, da hole ich dich gleich ab." Und sie eilte davon. — Als sie nach einigen Augenblicken unter der bezeichneten Linde erschien, blieb sie zögernd unter den tiefhängenden Zweigen stehen. Dort auf der Bank saß ihr Vetter in zusammengekauerter Stellung und hatte die Hände vor das Gesicht gedrückt. Ein stummes Schluchzen erschütterte von Zeit zu Zeit den gebrechlichen Körper. Da legte sie leise die kleine Hand auf seinen Arm.

„Warum bist du so traurig, Heino?" Er hatte ihr Kommen überhört und fuhr erschrocken und halb beschämt empor. „Möchtest du wieder zu deiner Mama?" fragte sie weiter.

„Ich habe keine Mama mehr; aber ich denke es mir schön, wenn man noch eine hat." Heino dachte an seine stolze, schöne Mutter, von der er so selten nur einmal eine flüchtige Zärtlichkeit erfuhr, und er sah das kleine Mädchen traurig an.

„Nun sage mir, hast du Schmerzen?" klang die sanfte Kinderstimme wieder, „sag's mir doch, Heini." — Und ihre weiche, rosige Hand streichelte zärtlich die blassen, dünnen Finger des Knaben, deren durchsichtige Haut deutlich die blauen Adern erkennen ließ.

„O, laß nur," stieß er hervor, „es ist nur, weil mich niemand mag, weil ich so schwach, so dumm und so häßlich bin!"

„Aber deine Mama mag dich doch, und dein Papa?" kam es verwundert von Linas Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Dankbarkeit.

Eine Skizze von P. B.

(Nachdruck verboten.)

Paul Sernow, in Firma Sernow u. Co., war in arger Geldverlegenheit. Eine Spekulation, auf die er alle Hoffnungen gesetzt hatte, war wider Erwarten fehlgeschlagen, jetzt war Ultimo vor der Tür, die Differenzen sollten gezahlt werden, und es waren keine tausend Mark in der Kasse. Was nun beginnen?

Ratlos ging er in seinem Bureau umher. Wohl zum sechsten Male durchsah er die mit Bleistift gemachten Notizen, verglich Aktiva und Passiva und sann über jede Möglichkeit, Geld aufzutreiben, nach, aber alles war umsonst, das Defizit war da und eine Deckung dafür fehlte.

Grauenvoll stand die Zukunft vor ihm. Er war ruiniert. Zwei Wege nur blieben: der Bankerott oder ein Revolver.

Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn und ein Schauer durchrieselte ihn. So jung, noch keine dreißig Jahre und solch ein Ende! In stummer Verzweiflung warf er sich auf das Sofa, preßte die Hände an die Stirn und stierte ratlos vor sich hin.

Plötzlich trat jemand ein. Louis Jensen, sein alter Jugendfreund war es. Besorgt, fast erschrocken trat er ein.

Paul stand sofort auf und begrüßte voll Verlegenheit den Freund, den er seit einigen Jahren nicht gesehen hatte. Früher waren sie eng befreundet gewesen, dann aber hatte Paul anderen Verkehr, da der Freund ihm zu einfach und altmodisch erschien.

„Dich wundert mein Kommen?" fragte der Freund.

Verlegen entgegnete Paul: „Ich muß mich entschuldigen, daß ich so lange nicht bei dir war."

„O, dazu hast du keine Ursache. Unsere Wege gehen ja nicht nebeneinander. Jeder geht ja heute seinen eigenen Interessen nach. Der Kampf ums Dasein läßt uns ja keine Zeit übrig."

Zustimmend nickte Paul, wurde aber nur noch mehr verlegen.

„Ich bin auch nicht gekommen, dir deshalb Vorwürfe zu machen, lieber Paul, nein, ich komme dir zu helfen."

Der junge Bankier fuhr zusammen und starrte den Freund an.

Dieser nickte lächelnd: „Ja, ja, mein Junge, ich weiß alles, ich kenne deine Lage — — du bist vor dem Ruin. Und eben deshalb bin ich hier. Also wieviel brauchst du?"

Noch immer fand Paul keine Worte.

So sprach der Freund weiter: „Damit du also Klarheit hast, ich weiß es von meiner Schwester Frieda; die ist, wie du nicht zu wissen scheinst, in dem Bankgeschäft von Wolter als Buchhalterin angestellt: dort hat man deine Dispositionen und deine Lage diskutiert, und da hat sie mir alles wiedererzählt."

Jetzt war Paul ganz niedergeschlagen. Ein neuer Vorwurf traf ihn. Denn dies junge Mädchen war* bereinst seine „Heimlich-Verlobte" gewesen, er hatte sich aber auch von ihr zurückgezogen, weil er eben höher hinaus wollte. Und nun kamen diese beiden so Vernachlässigten und boten ihm die Hilfe an, die ihn vom Ruin retten konnte. Das beschämte ihn tief.

„Also, sprich frei von der Leber runter," sagte Louis, „wieviel brauchst du?"

Ohne ein Wort zu erwidern, reichte ihm Paul den Zettel hin, vor dem er bis jetzt gebrütet hatte. „Donnerwetter! 26 000 Mark? Darauf war ich nicht gefaßt," sagte der Freund.

Angstvoll und zitternd sah ihn Paul an. Schon drohte auch die letzte Hoffnung wieder zu versinken.

Doch der Freund besann sich und sagte kurz entschlossen: „Ich gebe dir das Geld; morgen mittag kannst du darauf rechnen. Aber ich muß dich warnen, Paul, laß dich nicht wieder auf so leichtsinnige Spekulationen ein. Ich gebe dir fast die Hälfte meiner Ersparnisse. Ich vertraue dir, Paul, wirtschafte gut mit dem Geld, bedenke, daß ich es meiner Familie entzog, um dir zu helfen."

Und Paul umarmte den Freund und mit tränendurchzitterter Stimme entgegnete er: „Nie, niemals werde ich dir dies vergessen, lieber Louis! Ewig dankbar will ich dir sein dafür! Du hast mir ja die Lust zum Leben wiedergegeben! Du guter, lieber Mensch!" — — und er umarmte und küßte den Freund.

*

Ein Vierteljahr später.

Das Haus Sernow u. Co. steht wieder fest und sicher da. Die Schlappe von ehedem ist ausgeglichen und seitdem ist Paul vorsichtig geworden. Aber er arbeitet jetzt mit Glück, denn seine Verbindungen sind geradezu glänzende geworden. Es geht auch rapide aufwärts.

Natürlich glüht in seiner Brust noch immer die Flamme der Dankbarkeit für den uneigennützigen Freund, aber davon spricht er zu niemand, und wenn es irgend angeht, meidet er auch die Nähe des Freundes, denn er hat das leise Gefühl, als schäme er sich vor diesem schlichten Menschen.

Auch bei Fräulein Frieda hat er sich herzlichst bedankt.

Er hat sie einige Mal ins Theater geführt, ist auch einige Male mit ihr spazierengefahren; als er aber merkte, daß sie den vertraulichen Ton von ehedem wieder anschlug, hat er sich nach und nach von neuem zurückgezogen, denn sie zu heiraten, daran dachte er auch jetzt noch nicht, — — das hieße doch die Dankbarkeit ein wenig zu weit treiben, zumal jetzt, wo er bald genug eine glänzende Partie machen konnte.

Einmal indessen kam er allmonatlich mit den beiden Geschwistern zusammen, das war schon nicht zu umgehen; nur war er stets froh, wenn seine Geschäftsfreunde von diesen Besuchen nichts erfuhren, — eine Empfehlung für ihn wäre das doch gewiß nicht, meinte er stets mit ironischem Lächeln.

*

Ein Jahr später.

Louis Jensen ging mit seiner Frau über den Opernplatz. Es war eine Minute vor Beginn der Oper.

„Geht da nicht dein Freund Sernow mit der Familie Wolf zusammen ins Opernhaus?" fragte die Frau.

Gleichmütig nickte Jensen nur.

„Aber er grüßte dich doch gar nicht?"

„Er wird uns nicht gesehen haben."

Pause. Beide denken nach. Dann die Frau:

„Sag' mal, ich dachte, der Sernow würde einmal die Frieda heiraten?"

„Ja, das bildete ich mir auch ein, aber wir scheinen uns geirrt zu haben."

„Findest du nicht, Mann, daß der Sernow uns jetzt auffallend vernachlässigt?"

„Liebes Kind, er hat so viele Verbindungen, denk' doch nur, wie groß sein Geschäft geworden ist."

„Ja, ja, das schon, aber er ist dir doch Dank schuldig, lieber Louis."

Jensen zuckte die Schultern. „Er hat ja vor acht Tagen alles zurückgezahlt."

„Aber damals hast du ihn doch vom Ruin gerettet!"

Jensen nickte mit wehmütigem Lächeln. „So etwas vergißt man gar bald."

„Aber er ist doch dein Freund!"